

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337537](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337537)

Jetzt erst wieder fiel ihm sein Auftrag ein:  
„I hab ebbes auszurichte bei de Gärtnersleut  
Feibler, ich des hier!“

Sie nickte: „O des isch e Zufall! O des Glück!“  
„Dort isch e Mädle, wo e Schtell ang'nomme hat  
bei unsrer Frau Direk...“ Weiter kam er nicht:  
„Herrgott, des bisch am End Du?“

„Bei Frau Karstens?“ fragte sie, ihn erwartungsvoll anblickend und nickte.

„Ja, ja, bei Frau Karstens!“ rief er lachend,  
„o das hat mein alter Oberscht, mei guter alter  
Herr zu Schtand gebracht.“

Eine Stunde später standen die zwei Glücklichen vor diesem alten guten Oberst, der sich vergnügt den weißen Schnurbart strich, während der schönen, jungen Frau Karstens, seiner Tochter, Tränen der Rührung in den Augen standen. „Ich bin unschuldig an dem Zufall, erklärte schmunzelnd der Oberst, „das hat der militärische Schutzgeist zu Stande gebracht, es ist doch gut, daß wir einen Militärverein haben!“ .....

Und einen Tag später standen die zwei wieder Hand in Hand, diesmal aber im Schlosspark, mitten unter einer gedrängten Menschenmenge, aber sie schauten sich nicht wie gestern einander in die Augen, denn ihrer Beider Augenpaare waren gegen den blauen Himmel erhoben, wo das Zeppelin-Luftschiff über dem Schlosse schwebte und aus dem eben der Kaiserjohn einen Brief an seinen königlichen Vater hinunter warf, und ihre Blicke senkten sich dann auch zum Balkon, wo der Kaiser selbst inmitten der fürstlichen Familie in freudiger Erregung dem wunderbaren Erfolg des greisen Erfinders jubelte und dankte. War es doch die eigentümlichste Huldigung, die je einem Herrscher gebracht worden war.

Auch nicht viele Liebesworte hatten die zwei sich in dieser Stunde ins Ohr geflüstert, „Goch“ und „Hurra“ war auch von ihnen immer mit in den tausendstimmigen Chor erklungen.

Nachher aber, als das Luftschiff, nach Süden steuernd, über den Herbstbäumen verschwunden war, da flüsterte seiner seiner Armgard ins Ohr: „I hatt g'hofft g'habt, da obe mitfahre zu dürfe, un i war ersät recht unglücklich, daß nix draus g'worde isch, jetzt aber könnt mer mir sage, i sollt mit bis in den Himmel nauf fahre, so glückli, wie i hier auf der Erd bei Dir bin, könnt i dort doch nit sein.“

Da nickte auch sie bejahend, fügte aber bei: „Un i bin doch schtolz do drauf, daß i en Mann krieg, wo mit an dene Motore von dem Luftschiff gearbeitet hot.“

#### Eingefandt von Kamerad N. aus Redargemünd.

Mehrere Schützen hatten das Preisschießen eines benachbarten Schützenvereins besucht. Als spät Abends die Zeit zur Abfahrt herankam, drängte sich Alles zum Fahrartenschalter der kleinen Bahnstation. Ein Schützenbruder, der durch das viele Schießen, sowie durch das in vorzüglicher Qualität dargebotene „Schützenblut“ (eine Weinmarke) etwas sehr ermüdet war, lehnte sich an den Kartenschalter an und träumte wohl von den in frühlicher Schützengesellschaft verlebten letzten Stunden. Als der Schalterbeamte ihn endlich fragte, „was wünschen Sie mein Herr,“ schlug der gute Schützenbruder ganz erstaunt die ermüdeten Augen auf und erwiderte treuherzig „ein Schotle“.

## Zum 18. Januar 1871.

Von Kamerad Johann Kunzmann, Oberpostschaffner in Karlsruhe.

Vom Königsschloß in welschen Landen  
Erlönte einst die Kunde her:

„Heil uns! das Reich ist neu entstanden  
Mit Blut erkämpft, vom deutschen Heer!“

Im Saal, vor stolzem Königsthronen,  
Ward uns der Siegespreis zuteil,  
Untönt vom Donner der Kanone  
Erschallt der Ruf: Dem Kaiser Heil!

Er stand in unseres Heeres Mitten,  
Der uns zu Kampf und Sieg geführt,  
Für Deutschlands Ehre hat gestritten,  
Ihm unseres Herzens Dank gebührt.

Da flatterten ringsum die Fahnen  
Vom ganzen Deutschland, fest geeint;  
Er öffnete uns neue Bahnen,  
Wo glänzend Deutschlands Stern erscheint.

Kanzler und Feldherr ihm zur Seite  
Vereinten Weisheit, Kraft und Mut;  
So ward nach hartem, schweren Streite  
Das langersehnte Reich zur Tat.

Was lang in Ohnmacht lag begraben,  
Des deutschen Reiches Ruhm und Macht,  
Im neuen Glanze strahlt erhaben  
Germanias Bild aus dunkler Nacht.

Gewonnen sind die deutschen Lande,  
Die fremde Tücke einst geraubt;  
Geeint vom Fels zum Meeresstrande  
Ganz Deutschland unter einem Haupt.

Und wollen dunkle Wolken drohen  
Und Feinde rings von Ost und West,  
Wir schauen auf zu Gott, dem hohen,  
Der seine Deutschen nicht verläßt.

Wir trauten unseres Armes Stärke,  
Der einst die Feinde niederzwang;  
Der uns geführt zum großen Werke  
Auf blut'ger Kämpfe ernstem Gang.

Die Herzen sollen drum entsammen,  
Der Ruf ertönen donnergleich:  
„Wir stehen fest und treu zusammen  
Für Deutschlands Kaiser, deutsches Reich!“

## Der deutsche Kriegsmann.

Der von 1866 und 1870/71 wohlbekannte preussische General v. Franseck gab bei einer feierlichen Gelegenheit folgende Schilderung eines Soldaten, wie er sein soll:

Im Denken besonnen und klar,  
Im Reden offen und wahr,  
Im Wollen nur edel und recht,  
Im Handeln stets fest und gerecht,  
Im Kampfe das Kühnste stets wagend,  
In Gefahren niemals verzagend,  
Dem wehrhaften Gegner ein schrecklicher Feind,  
Dem wunden und kranken ein helfender Freund,  
Sonder Hochmut und Prahlen im Glück,  
Ungebeugt im Mißgeschick,  
Vor Menschen ohne Furcht und Scheu,  
Vor Gott voll Ehrfurcht und Treu;  
So — ich sag' es so laut ich kann —  
Denk' ich und wünsch' ich den deutschen Kriegesmann.

Aus der Parole Nr. 95 vom 29.11.1908.

## Ein nächtlicher Torpedobootsangriff. \*)

Schwer und dunkel hat sich die Nacht herabgesenkt! Schwarzes Gewölk bedeckt den Himmel, zu dichten, klumpigen Massen zusammengeballt. — Schnee- und Hagelböen prasseln hernieder, vom pfeifenden Nord in stiebenden Schauern gepeitscht!

Dumpf grollend, zornig rauschend reckt sich die düstere See empor. Zischend und brausend überstürzt sich Welle auf Welle in endlosem Bogen und Wallen. Wie Dämonen der Finsternis wälzen sie sich dahin. Raubgierige, lebenverzehrende Bestien der Tiefe, der sie drohend entstiegen! Wer bietet ihnen Trost und bändigt sie? —

Mit messerscharfem Bug die wilden, tobenden Wasser kühn durchschneidend, nun steil aufragend, nun tief versinkend, überschüttet von riesigem Schwall und springendem Gischt, gleitend, taumelnd, sich wieder aufrichtend, ohne Zögern, ohne Besinnen vorwärtsdrängend, durchsurcht eine kleine Schar minderbordiger Fahrzeuge die schäumende See. In dichten Wolken, die der heulende Sturm zerreiht, zerfetzt, quillt der Rauch aus den Schloten. Klirrend raseln die Schrauben einen Augenblick frei in der Luft, wie das Heu sich hebt. Dann wieder mahlen sie dumpf wühlend in der Tiefe strudelnde Wirbel empor und achteraus schleudernd. Mit unwiderstehlicher Gewalt treiben sie den stahlgefügteten Bau vorwärts durch die anstürmende See, die sie vergebens zu umklammern, zu erdrücken und in die gähnende Tiefe hinabzuziehen versucht.

Die Torpedoboote gehen vor zum nächtlichen Angriff.

Wie aus Erz gegossen stehen die Gestalten der Führer am Turm, die Hände mit eisernem Griff um das dünne Geländer gekrampt, um nicht vom stürzenden Wogenschwall fortgerissen und hinabgespült zu werden. Eiseskälte durchdringt allmählich die erstarrenden Glieder, doch der Gedanke an den bevorstehenden Angriff, die Hoffnung, einen tödlichen Schuß abgeben zu können, läßt das Blut wieder rascher fließen und verscheucht das Gefühl der Schwäche.

Weiter und weiter geht die Fahrt durch Nacht und Sturm und Wogendrang. Zu sehen ist nichts. Nur das stärkere Rauschen der am Bug aufbrandenden See verrät dem lauschenden Ohr die Gegenwart der Nachbarboote.

Da plötzlich durchzuckt es die Gestalten wie ein elektrischer Schlag. Weit vorn am Horizont ist ein bleicher Schein aufgetaucht. Im Nu ist das Doppelglas vor den Augen, und in atemloser Spannung schauen die Führer voraus.

War es der Schimmer fernen Wetterleuchtens? Oder —?

Nein! Wetterleuchten ist's nicht! In weitem Bogen gleitet der schwache Lichtstrahl über die dunkle See, kehrt zurück und erlischt.

Nach kurzer Zeit flammt er von neuem auf und durchwandert wieder suchend den Bogen.

Kein Zweifel mehr! Das ist der Feind, der mit Scheinwerfern die See ableuchtet. Jetzt gilt's.

Ein kurzer Befehl, und die Besatzung stürzt an Deck.

„Klar zum Anlauf!“

Ein leiser Glodenschlag ertönt! Hastiger wirbeln die Schrauben! Schneller, immer schneller

wird die Fahrt! In Wolken von Gischt gehüllt, stieben die Boote dahin. Hindurch durch die anrollende See, sie durchbrechend, durchwühlend in rasendem Ansturm!

Tosender, schmetternder Hagelschlag peitscht ihnen entgegen und zwingt die Augen zu schließen! Sekundenlang!

Nun blizt es wieder auf. Blendende, helle Lichtegel. Weißgrünlich schimmern die Wogenkämme im irrenden Strahl.

Sind wir entdeckt?

Noch nicht.

Vorwärts mit äußerster Kraft. Und wie von der Hölle gejagte Unholde rasen die Fahrzeuge durch die Flut.

Alle Muskeln sind gestrafft. Der Torpedo liegt im Rohr. Vorwärts!

Da zuckt ein rotglühender Strahl durch die Nacht, gefolgt von rollendem Donner. Heulend jauchzt eine Granate vorüber und pläzt mit gellendem Krach. Die Vorpfeifenlinie hat die heranstürmende Schar entdeckt und sucht sie im Licht des Scheinwerfers zu halten: Von rechts und links, von vorn flammt das blendende Licht auf. Tageshelle überflutet die rollenden Wogen. Und wie die feurige Glut aus einem Vulkan bricht es hervor, das rasende Schnellfeuer der Geschütze.

Das ist ein anderer Hagelschlag, der jetzt herniederprasselt auf die Torkühen. Wehe dem, den jene Schloßen treffen! Krachend durchschlagen sie Schornsteine und Bordwand. Ein Todesgeschrei. Im Wirbel der Flut verschwindet eine dunkle Gestalt, herabgerissen in das finstere Nichts. Was weiter? Vorwärts! Hinein in die feuerpeinende Hölle! Hindurch durch die tausenden Geschosse! Drauf!

Kalten Blutes, eiserne Ruhe im Gesicht, mißt der Führer mit scharfem Blick die Entfernung. Er sieht nicht daß sein Nebenmann zurückbleibt. Er sieht nicht, wie dessen durchlöcheretes, durchsiebtes Boot von den Wellen berückelt wird. Er sieht nur den Feind vor sich. Vorwärts!

Jetzt! — Jetzt!

„Los!“ Und nochmals: „Los!“

Gell und klar durchdringt der Befehl das Knatzen und Prasseln ringsum, den frachenden Geschüttdonner, und rauschend fliegen die Torpedos aus dem Rohr. Sekunden nur, und ein dumpfdröhnender Doppelschlag verkündet, daß sie ihr Ziel erreicht. Hoch auf sprüht eine gewaltige Wassergarbe längs des getroffenen Linien-schiffes.

„Hurra!“

Ein Blitz! Ein dröhnender Knall! Gellendes Schwirren, Pfeifen und Zischen! Eine aufstiehbende Dampfvolke! Ein kurzes Gurgeln und Sprudeln! Das Boot ist verschwunden. Eine Granate traf zu gut. —

Weit draußen auf hoher See erwartet der Admiral die Zurückkehrenden. Nur zwei der acht ausgesandten Boote können Bericht erstatten.

„Zwei Linien-schiffe, ein Kreuzer: außer Gefecht gesetzt!“

„Brav!“

Ueber der Stätte des wilden Kampfes wogt und braust die See, und der Sturm heult ein schaurig Totenlied.

\*) Mit Genehmigung des Verlags von Aug. Scherl Ges. mit beschr. H. Berlin, aus dem „Praktischen Wegweiser“ abgedruckt.

## Inhaber des eisernen Kreuzes im Großherzogtum Baden.

Die Zahl der Veteranen aus dem Krieg 1870/71 wird allmählich kleiner; immer mehr der alten Kämpfer, die das deutsche Reich mit erkämpfen halfen, werden zur großen Armee abberufen. Die junge Generation erfüllt deshalb nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn sie den alten Veteranen jederzeit mit besonderer Achtung begegnet. Ganz besonders ist dies denen gegenüber angebracht, die durch heldenmütiges Verhalten vor dem Feind sich ehrenvolle Auszeichnungen erwarben. Die höchste Auszeichnung, die ein deutscher Soldat vor dem Feind erhalten konnte, ist das Eiserne Kreuz. Es ist dies eine von König Friedrich Wilhelm I. I. von Preußen am 10. März 1813 zu Breslau gestiftete Orden für hervorragendes Verdienst um das Vaterland im Kampf gegen Frankreich, der

Lindemann (Verlag von J. J. Neiff in Karlsruhe) entnehmen, plötzlich von etwa 5 Franzosen angefallen. Um sich dieselben vom Leibe zu halten, schlug er mit dem Gewehr um sich. Ein französischer Sergeant, ein ausgezeichnete Fechter, sprang vor und stellte sich in Fehthstellung, indem er König zurief: „Touts Prussiens caput!“ („Alle Preußen müssen kaput sein!“) König nahm den Kampf auf. Die übrigen Franzosen schauten ruhig zu. — Obwohl König einer der besten Fechter seiner Kompagnie war, gelang es doch dem Franzosen, ihm das Bajonett durch die rechte Hand zu stechen. Königs Hand war über und über mit Blut bedeckt. Plötzlich machte er einen Seitensprung, schob, ohne daß der Franzose es merkte, eine Patrone in den Lauf, holte zu kräftigem Stoße



Steuereinnnehmer König in Emmendingen.



Mechaniker Baumeister in Oberachern bei Achern.

1870 von König Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen ersten Kaiser des neuen deutschen Reiches, auf das ganze deutsche Heer ausgedehnt wurde. In seiner Einfachheit und Wertlosigkeit sollte das Eisene Kreuz an die schwere und eiserne Zeit erinnern, die es ins Leben rief. Nachstehend führen wir einige Episoden aus dem Feldzug 1870/71 an, in denen jetzt noch lebende badische Kriegsteilnehmer hervorragend beteiligt waren und für ihre Bravour mit dem Eisernen Kreuz dekoriert wurden. Wir hoffen, diese Schilderungen im nächsten Jahr fortsetzen zu können und bitten um die Unterstützung der verehrten Vereins- und Gauvorsitzenden. Den Veteranen aber wünschen wir einen noch recht langen sonnigen Lebensabend.

### I.

Unteroffizier König der 10. Kompagnie 5. bad. Infanterie-Regiments Nr. 113 wurde in der Schlacht bei Belfort am dritten Schlachttag, wie wir dem Kriegstagebuch des Freiwilligen R. S.

aus und drückte zugleich los. Mit dem Ausruf: „O mon Dieu!“ stürzte der Gegner zusammen. Hierauf stürzte sich König auf die anderen Franzosen. Doch der Kampf ist zu ungleich. König floh, lud und feuerte einigemal auf die nachfolgenden Franzosen. Er kam glücklich zur Kompagnie, hatte aber verschiedene Schüsse durch die Uniform und den Tornister erhalten. Auf seinem Rückzug rettete er einem Küstler, der ebenfalls mit mehreren Franzosen im Kampf stand, das Leben, indem er einen derselben verwundete. Die übrigen nahmen Reißaus. Eine Viertelstunde später nahm König einen französischen Offizier gefangen. — Der Veteran König lebt jetzt als Steuereinnnehmer in Emmendingen und erfreut sich in allen Kreisen der Bevölkerung großer Beliebtheit und Wertschätzung.

### II.

Im Gefecht bei La Bourgonce am 6. Oktober 1870 (Etibal) ging die 4. Kompagnie des Badischen

Leib-Grenadier-Regiments unter Leutnant Wittmer zum Angriff auf La Folie vor. Während einer Atempause gelang es dem Tambour Anton Leist sich des Gewehrs und der Munition eines Gefallenen zu bemächtigen und der, der soeben noch mutig die Trommel bearbeitet, sandte jetzt Treffer auf Treffer in den Feind. Dann aber „Auf — Vorwärts!“ — „Tambour, schmeiß' Gewehr weg!“ lautete des Leutnants Kommando, „zur Attade auf das Gehöft!“ — Mit der Rechten die Trommel schlagend, in der Linken das Gewehr, so stürmte auch der Tambour mit vor. Das Gehöft, bei Kompatelize gelegen, war genommen — der Leutnant Wittmer lag verwundet. Der brave Tambour aber — er nahm von neuem sein Gewehr zur Hand und feuerte auf den hinausgeworfenen Feind, bis ihm selbst Oberarm und Schulterblatt durchbohrt wurden.

Am linken Flügel der Badener hatte die 12. Kompagnie des 3. Regiments joeben das Dorf Feignes genommen und mit einer Sektion des Schützenzuges stürmte Sergeant Baptist Reiser dem Feind nach, die talaufwärts liegenden Häuser diesem im Kampf abringend. Fluchtartig gingen die Freischaren in den Wald zurück. Mutig folgte die kleine Schar und bahnte den nachfolgenden Truppen den Weg. Als später Patronenmangel eintrat, war es Reiser, der Unterstützung herbeiholte, todesmutig in der Schützenlinie Patronen verteilte. Das Vorgehen des Sergeanten, der Druck auf des Feindes Flügel trug nicht unerheblich zur Entscheidung des siegreichen Gefechts bei. Reiser, später in Waldshut ansässig, wurde mit dem Eisernen Kreuz und der Karl-Friedrich-Medaille ausgezeichnet.

Und während Anton Leist vom Badischen Leib-Grenadier-Regiment, den wir oben kennen lernten, so brav auf die Trommel und auf den Feind dreinschlug, erbeutete der Sergeant Baumeister der ersten Kompagnie desselben Regiments auf dem Gefechtsfeld weißlich Kompatelize die Fahne der *Franktireurs de Nouilly*. Wohl wehrte sich der Fahnenträger in verzweifeltem Kampfe, aber ein Schlag mit dem Gewehrkolben über den Kopf endete den Widerstand. Noch im Sterben warf er sich auf seine Fahne und Baumeister mußte das eroberte, blutüberströmte Panier erst unter dem Leichnam seines Gegners hervorziehen. Baumeister (siehe Bild) ist jetzt in Oberachern (Amt Achern) ansässig.

Den Flankenschutz gegen St. Remy während der Gefechte bei Bourgonce-Cival am 6. Oktober bildete eine Schwadron des Leib-Dräger-Regiments. Der Unteroffizier Josef Böhrer zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch einen Patrouillenritt fast in des Feindes Rücken aus und brachte Meldung über dessen Tiefenstellung, die für den Angriff auf Bourgonce von Bedeutung war.

(Diesen Abschnitt nebst Porträt Baumeisters entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlags dem Werk: „Kriegs-Erinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben.“ Bearbeitet von Friedrich Freiherr von Dinlage-Campe nach persönlichen Berichten von Inhabern des Eisernen Kreuzes. Verlag des deutschen Verlagshauses Bong u. Komp., Berlin und Leipzig.)

### III.

Es war am 2. Tage der Schlacht von Belfort, als die deutsche Artillerie das Dorf Frabier beschoß, ohne irgend welche Antwort zu erhalten.

Da bekam der Gefreite Karl Ernst, aus Rheinbischofsheim gebürtig, mit seinen Kameraden Körner, Leibheimer, Kugel und von Rüd den Befehl, das Dorf abzufuchen. Die 5 schwarzen Dräger fanden das Dorf leer und nachdem sie nicht vergebens nach Wein Umfchau gehalten — es war vormittags gegen 9 Uhr — ritten sie die dahinter liegende Anhöhe hinan. Ernst ließ Halt machen und schlich im Schutze der am Wege stehenden Pappeln vor. Bald erblickt er auf etwa 50 Schritt Entfernung die Franzosen lagernd und ablockend. Der Patrouillenfürer hatte genug gesehen und kehrte mit seinen Leuten gegen Frabier zurück, als ihnen eine Kompagnie mit weißen Mänteln entgegenkam. In der Meinung, es seien Deutsche, schwenkten einige von der Patrouille die Fahnen. Die Antwort war eine Salve, die jedoch fehlsagte.

Ernst hielt mit seinen Leuten auf den nahe Wald und kam glücklich hindurch. Am Waldrand jedoch stiegen sie auf eine französische Feldwache. Diese wurde mit gezücktem Säbel angegriffen und stürzte zu den Gewehren. Leibheimer und Körner gerieten in Gefangenschaft. Die drei anderen entkamen. Außer Schußlinie stiegen die Reiter ab, um sich warm zu machen, denn es war Mitte Januar. In einem Steinbruch hielten sie Rast und verzehrten die letzten Reste ihres Proviantes, als aus der Ferne ein deutsches Signal ertönte.

Nach einstündigem Marsche stiegen sie auf eine Feldwache vom Mantouffelschen Korps und wurden nach freudigem Willkommen und guter Bewirtung zu ihrem Truppenteil unter General Keller geleitet.

In Anerkennung seiner mutigen und geschickten Führung erhielt Ernst das Eiserne Kreuz mit noch einigen Kameraden. Er ist in Rheinbischofsheim (Amt Kehl) 1847 geboren, wohn in sein Vater, ein geborener Malterdingler, gezogen war und lebt dort als Sattlermeister. Der Militärverein wählte ihn zum zweiten Vorstand.

## Der Leutnant und der Tambour.

Ausgangs der 1840er Jahre traten beide gleichzeitig in dieselbe Kompagnie des Grenadier-Regiments Karlsruhe ein. Während der Tambour später wohl 50 Jahre als Eisenbahnschaffner zwischen Baden und Doss sein „bewegtes“ Leben führte, avancierte der erstere. Dieser übersandte dem jetzt beinahe achtzigjährigen ehemaligen Tambour sein Bildnis und lud ihn in den letzten Tagen des Dezembers Mittags auf sein Schloß in Baden-Baden ein und ließ ihm ein Mahl auftragen, wie es der Eingeladene nicht jeden Tag hat. Bei der bis 3 Uhr in der leutseligsten Weise geführten Unterhaltung erinnerte der Tambour an den ersten Ausmarsch der Kompagnie von Karlsruhe nach Mühlburg und wie er dabei ununterbrochen getrommelt habe. Heute käme ihm das schwer vor. Der „ehemalige“ Leutnant lachte herzlich darüber. Sie erinnerten sich aller Kameraden der Kompagnie, wobei es sich herausstellte, daß schon alle Bekannte bis auf drei zur großen Armee ins Jenseits abgerückt sind. Der ehemalige Leutnant war Großherzog Friedrich I., der Tambour ist der nun im Ruhestand lebende Christian Felleisen, Waldseestraße 3 in Baden-Baden.

## Auf Löwenjagd mit meinem Burschen in Deutsch-Südwestafrika.

Von Freiherr v. Schöna u. Wehr.

Wenn ich an meine langjährige Dienstzeit in Südwestafrika zurückdenke, was in Anbetracht verschiedener Trophäen in meinem Zimmer recht oft geschieht, dann muß ich unwillkürlich auch meines treuen damaligen Burschen A.\* gedenken. Mit manchem dieser Stücke und gerade mit dem mir am teuersten, steht er in engstem Zusammenhang.

Er hat mit mir das ganze schöne Affeniand wenigstens der Länge nach durchquert zu Fuß, zu Pferde, auf Kamelen und Ochsenwagen, ja sogar auf der Eisenbahn sind wir streckenweise gefahren. Er war ein kleiner kräftiger Kerl, guter Schütze und leichter Reiter, geschickt in allem, wie es ein mit allen Hunden geübter südwestafrikanischer Reitersmann eben sein muß; auch machte ihm mehr Freude, auf der Kat zu liegen, wie auf Station zu sein. Bei seiner Jagdpassion und mit diesen guten Eigenschaften ausgerüstet, war er mir auch außerhalb des Dienstes ein vortrefflicher Weidgenosse, der die großen Anstrengungen, Hunger und Durst, wie es die Jagd dort drüben oft mit sich bringt, redlich und freudig mit mir teilte.

Meine Expedition in Norden des Schutzgebietes, an der Stossa-Platte und im Kaokofeld bis zur portugiesischen Grenze boten uns denn auch reichlich Gelegenheit zur Ausübung der Jagd auf Antilopen, Gazellen, großes und kleines Raubzeug

Mein Grundsatz war dabei stets nur dann auf Wild zu jagen, abgesehen vom Raubzeug, wenn sein Wildpret auch wirklich gebraucht, gleich mitgenommen oder später ins Lager geschafft werden konnte. Mein guter A. mußte sich deshalb manchen schönen Schuß auf jagdbares Wild versagen, da er das erste oder größere Stück naturgemäß meiner Büchse überlassen mußte. Eine kleine Jagdexpedition, wo aber auch er, fast mehr als ihm lieb wurde, auf seine Kosten kam, möchte ich jetzt aus unseren jagdlichen Streifzügen herausgreifen.

Meine letzte Station vor Ausbruch des Hereroaufstandes war Kefffontein, fast 400 Kilometer nordwestlich Outjo, des Standortes der 4. Feldkompanie, zu der ich damals gehörte. Auf dem Wege dahin befand sich eine ca. 110 Kilometer lange Durststrecke, welche unseren Pferden und Treddochsen in der trockenen Zeit manche Schwierigkeiten bereitete; war sie aber glücklich überwunden, dann konnten die ermüdeten und außerordentlich durstigen Tiere sich an einem frischen Quellwasser an der Wasserstelle Gwararibslucht laben. Es war dies aber auch eine sehr begehrte Tränkstelle

für Antilopen, hauptsächlich Gemsböcke und Zebras, welche in größerer Zahl, erstere auf den Flächen vor und hinter der Schlucht, letztere in den gewaltigen Bergen selbst, ihre Weideplätze hatten.

In dieser vollständig menschenleeren und wildreichen Gegend hatte nun eine größere Löwenfamilie ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Fast allnächtlich mögen sich da gewaltige Kämpfe um Leben und Tod abgespielt haben, wenn die durstigen Tiere zum Wasser eilten und der wehrhafte Gemsbock oder das flüchtige Zebra unter dem gewaltigen Ansprung schließlich doch zusammenbrachen und dann die großen Raubtiere sich selbst gegenseitig ihre Beute jureitig machten. Aber auch die Pferde und Ochsen hatten unter dieser Plage zu leiden und manches brave Tier war schon, noch ehe es seinen Durst gelöscht, zur leichten Beute geworden oder war, durch die frische Bitterung der Löwen geängstigt, durstig wieder weitergezogen.

A. und ich sahen da eigentlich die ersten frischen Löwenfährten und beschloßen wir, möglichst bald diesem idyllischen Familienleben der gelben Räuber endgültig ein Ende zu machen.

Schon Anfang September 1903 gelang es mir mit einem meiner Unteroffiziere zusammen das Haupt der Familie, einen ausgewachsenen männlichen Löwen, auf dem Anstz zur Strecke zu bringen; warum A. damals nicht mit dabei war, weiß ich nicht mehr, erinnert sich mir nur noch, daß ich ihm versprechen mußte, ihn das nächste Mal mitzunehmen. Es war dies zu Beginn einer längeren Patrouille durch das Kaokofeld. Nach siebenwöchentlicher Abwesenheit führte uns der Weg wieder durch die Gwararibslucht und konnten wir an frischen Spuren abermals feststellen, daß unsere Freunde sich durch den Verlust ihres Oberhauptes die Schlucht nicht hatten verleiden lassen, sondern nach wie vor unser gutes Jagdrevier durchstreiften.

Mein Begleiter, ein alter Gontentott und selbst erfahrener Jäger, stellte fest, daß die Gesellschaft immer noch aus zwei ausgewachsenen und zwei jungen Löwen bestand und nach den Spuren zu schließen, immer gemeinschaftlich auf Raub ausging.

Zwei Tagemärsche brachten uns wieder nach der Station. Dort wurden während acht Tagen notwendige Regierungsgeschäfte erledigt und der Aufbruch nach der Schlucht so festgesetzt, daß wir in der Vollmondnacht an Ort und Stelle sein konnten.

Unsere kleine Kolonne bestand diesmal nur aus A. und mir, meinem eigentlichen Diener Simon,



Fast allnächtlich mögen sich hier gewaltige Kämpfe um Leben und Tod abgespielt haben.

\* Der Name des Burschen ist Albes. Der Brave steht heute noch als Feldweibel bei der Schutztruppe.

dem alten Hottentotten, Reitpferden und einer Ochsenkarre mit acht Treckochsen, dem Treiber und Ochsenwächter.

Das Lager schlugen wir nicht in der Schlucht, sondern an dem jenseitigen Ausgang auf. Es sollten die Löwen tagsüber nicht beunruhigt werden; auch wollten wir auf der großen Fläche auf Gems- und Springböde jagen zur Ergänzung unseres Proviant.

A. und ich hatten uns auf dem Wege dahin einen stark begangenen Wildwechsel gemerkt und so begaben wir uns denn kurz nach Eintritt der Dämmerung in die Schlucht.

Es war eine jener wundervollen Mondnächte, wie sie nur bei der klaren durchsichtigen Luft dort möglich sind. Die Stille, die uns umgab, wurde nur ab und zu unterbrochen, wenn aufgebäumte Frankolinien oder Turkeltauben im Schlafe ihr Gefieder schüttelten oder von den Bergwänden der warnende Schrei eines Rabians erscholl, der die Nachtwache für seine Herde übernommen hatte und Gefahr witterte. Der Mond stand bereits senkrecht über uns und schon dachten wir, daß die Löwen in einem anderen Teile der Schlucht ihren nächtlichen Streifzug unternommen hätten. Da vernahm unser Ohr das klägliche Schreien eines Schafals und gleich darauf ein zorniges Knurren, gleich als ob große Stafen sich am Fraße streiten, es mochte vielleicht einige hundert Meter von uns entfernt gewesen sein. Da sich die Töne in derselben Entfernung wiederholten, so nahmen wir an, daß die Löwen dort ein Stück Wild geschlagen hatten. Ein weiteres Verbleiben wäre zwecklos gewesen und so verließen wir traurig über das Pech den Ort, wo wir fast sieben Stunden vergebens gelegen hatten. Eine Stunde später saßen wir bereits wieder an unserer Lagerfeuer, und unterhielten uns noch lange bei einer Pfeife Tabak und einem Becher schwarzen Kaffee über die nächtliche Sitzung und das, was uns der folgende Tag noch bringen würde.

Am frühen Morgen schon ritten A. und ich in die Schlucht hinein, um die Stelle zu suchen, wo die Löwen in der Nacht ihre Mahlzeit gehalten haben mußten. Bald fanden wir auch die Reste derselben in Gestalt eines zerrissenen Gemsbodens, aber dabei natürlich nicht mehr unsere Löwen, sondern zu unserer großen Ueberraschung eine kleine Bergkaffernfamilie. Diese war auf ihrer Wanderung zufällig an den Platz gekommen und hatte auch bereits Anstalten getroffen, sich am gedeckten Tische niederzulassen, indem sie schon die besten Stücke herausgeschnitten hatten und am Feuer brieten. Damit waren nun allerdings A. und ich nicht ganz einverstanden, so gerne wir ihnen auch dieses leckere Mahl gönnten.

Nach der Gewohnheit aller Raubtiere halten sich nämlich die Löwen tagsüber in ihrem Versteck verborgen, um bei einbrechender Dunkelheit wieder zurückzukommen. Diesen Umstand galt es auszunützen und die zweite Nacht mit besserem Erfolg, wie wir wenigstens dachten, anzuliegen. Den Kaffern bedeutete mein Simon, ziemlich energisch wie es schien, zu verschwinden, jedoch bekamen sie als Entschädigung von mir etwas Tabak und Kaffee und unter dankbarem Grinsen trollten sie ab. Für uns war weiter nichts mehr zu tun, und so ritten wir wieder zurück, um vom Lager aus noch einen ordentlichen Jagdritt in die Fläche zu machen. Mit einem starken Springbod kehrten wir nach einigen Stunden zurück, um nach kurzem Zmbiß noch ein bißchen Schlaf nachzuholen, der mit Rück-

sicht auf die kommende Nachtwache auch sehr angebracht erschien.

Früh gestärkt begaben wir uns nachmittags, ausgerüstet mit unseren Gewehren, einem schweren Schlägeisen, einer Art, je einer Decke und Feldflasche mit Kaffee zu Fuß nach unserem Bestimmungsort.

Zwei große Kameldornbäume sollten uns für diese Nacht aufnehmen. Bevor sie endgültig bestiegen wurden, wurden die Reste des in der letzten Nacht zerrissenen Bodens in günstiges Schuttfeld gezogen und das Eisen dann sorgsam aufgestellt für den Fall, daß uns der Schlaf doch übermannen sollte. Zu meiner großen Verneigung einerseits, mit gemischten Gefühlen andererseits konstatierte ich, nachdem mir A. auf den Baum hinaufgeholfen, daß von Einschlafen bei mir keine Rede sein würde, denn mein Sitz bestand nur aus einer breiten Astgabel ohne Rückenlehne und Stütze für die Füße. Ein leichtes Einsinken und ich lag unten und „Daniel in der Löwengrube“ war fertig. Aber so weit kam es nicht. Nachdem mir im Verlaufe von acht Stunden außer dem Kopfe sämtliche Gliedmaßen der Reihe nach eingeschlafen waren und auch mein Rücken anfing zu jucken, bedeutete ich A. durch Zeichen, daß die Sitzung geschlossen sei und wenn das ganze Raubzeug der Gowaribschlucht sich hier ein Rendez-vous geben sollte. Schleunigst verließen wir dann unsere Sitze und legten uns einige 100 Meter abseits für den Rest der Nacht in unsere Decken gehüllt, die Gewehre schußbereit neben uns, schlafen.

Ich weiß nicht mehr, ob wir von Löwenkämpfen träumten, ganz geheuerlich war uns die Sache doch wahrscheinlich nicht gewesen, denn kaum graute der Morgen, fuhren wir aus unseren Decken und tranken als kümmerliches Frühstück den letzten Schluck aus unserer Kulle. Das Büchsenlicht wurde noch abgewartet, dann prüfchten wir uns vorsichtig an unseren Hochsitz heran. Noch war kein Laut zu vernehmen, als plötzlich ca. 80 Schritt von uns eine Löwin aufbrüllend hochgeht und im Dickicht auch ebenso schnell verschwindet. Fast gleichzeitig hörten wir das Klirren des Eisens und groß war unsere Freude, da wir eines der übrigen Tiere im Eisen gefangen vermuteten. Bei näherer Besichtigung wurde aber aus dem Löwen nur ein Leopard, der aus dem Gestrüpp heraus, in das er sich zurückgezogen, uns fauchend mit zornfunkelnden Lichtern empfing.

Auch die dritte und vierte Nacht verlief ergebnislos, trotzdem wir das letzte Mal volle 12 Stunden auf unserem Hochsitz zugebracht hatten, indem ich zu dem Baume von A., der etwas bequemere Stellung erlaubte, übergesiebelt war. Die Löwen waren allem Anschein nach endgültig vergrämt oder die Ueberbleibsel ihnen schon zu „lebendig“ geworden. Was nun machen? Zum Ansitzen waren die Nächte nicht mehr hell genug und aufs Geratewohl an einem Wechsel das Eisen aufzustellen, bot sehr zweifelhaften Erfolg. Da kam A. auf den guten Gedanken, die Wasserstelle auf frische Spuren zu revidieren und zeigte sich solche, es da noch einmal zu versuchen.

Vorerst mußte aber wieder einmal ordentlich ausgeschlafen werden. Das besorgten wir dann auch gründlich, dann aber wurden die Pferde gefattelt, die Karre durch die Schlucht dirigiert und nach dem Wasser aufgebrochen.

Nach einstündigem Ritt, wir waren vom Wasser nicht mehr weit entfernt, stehen ein wenig ab-

jeits des Weges einige Nasgeier schwerfällig vom Boden auf, um in den nächsten Akazien aufzubaumen und wieder haben wir eine in der Nacht zerrissene Antilope vor uns, die noch kaum angeschnitten war. Dieser glückliche Zufall sollte uns zum Erfolge verhelfen und da, wie schon erwähnt, ein Ansehen infolge der Dunkelheit keinen Zweck mehr hatte, mußten die Eisen ihre Schuldigkeit tun.

Es war keine Zeit zu verlieren, deshalb wurde mein Simon zur nachfolgenden Karre zurückgeschickt, die Eisen in beschleunigtem Tempo heranzubringen, um sie an Ort und Stelle gleich abzuladen. A. und ich trafen inzwischen einige Vorkehrungen und verhalfen den Geiern dazu, sich in höhere Regionen zu verfügen. Dann war auch bald die Karre zur Stelle und diesmal wurden 2 Eisen mit größter Sorgfalt an dem Kadaver angebracht. A. und Simon waren wirklich Meister in diesem Geschäft und hatten an Hyänen und Schakalen fast stets mit Erfolg ihre Kunst erprobt. Durch mancherlei Schaden klug geworden, ordnete ich an, daß die Eisen nicht wie es häufig geschah, an einem Baume festgemacht wurden, sondern mit Kette und Anker versehen, lose im Erdboden verdeckt lagen. Es wird hierdurch meistens einem gewaltigen Herausreißen des festgehaltenen Lauses, manchmal allerdings unter Zurücklassung der Klauen, vorgebeugt, und das gefangene Tier ist gezwungen, die schwere Last mit fortzuschleppen. Daß dies nicht allzuweit geschehen konnte, verhinderte das Gewicht und der Anker.

Alle Anzeichen, daß Menschenhände hier am Werk gewesen, wurden beseitigt und alles gehörig verwittert. Dann verließen wir die Stelle, wo sich einige Stunden später ein aufregendes Schauspiel von der ohnmächtigen Wut und der großen Kraft der Raubtiere abspielen sollte. Nachdem Pferde und Ochsen sicherheitsshalber für die Nacht festgemacht waren, plauderten A. und ich noch lange am Lager über etwaigen Erfolg, auch der alte Hottentott wurde geschwätzig und erzählte manche Jagdgeschichte aus der Zeit, wo er und seine Stammesangehörigen im Obamboland nach den Elephanten jagten. Auch diese Nacht war unser Schlaf kein allzuferster und nachdem es leidlich hell geworden, befanden wir uns nicht mehr weit vom Ziele. Simon mußte unsere Pferde halten, während wir von einem erhöhten Punkte aus nach unseren Löwen Ausschau hielten. Der Kadaver lag unberührt an seiner Stelle und schon glaubten wir auch dieses Mal vom Rech verfolgt zu sein, als der Hottentott mit seinen schärferen Augen einige Felsen Papier entdeckte an der Stelle, wo wir die Eisen gelegt hatten. Das war für uns das sichere Zeichen, daß sie in Tätigkeit getreten waren, denn um zu vermeiden, daß sich Erdbreich zwischen die Feder klemmte, hatten wir Papierstücke auf die

Teller der Eisen gelegt und sie dann erst mit Erde zugedeckt. Mit aller Vorsicht schlichen wir durch hohes Gras und an dichtem Buschwerk vorbei an die Stelle. Dort ließen uns alsbald die Merkmale am Boden ein Bild von dem machen, was sich in der Nacht ereignet hatte.

Von zwei Seiten anscheinend gleichzeitig waren zwei Löwen an den Fraß herangetreten, und auch im selben Augenblick in die Eisen geraten. Tiefe Furchen zeigten uns, daß die Tiere in rasendem Schmerz die schweren Eisen mit Kette und Anker, an der festgehaltenen Franke mit sich schleppend, erst einige Male im Kreise herum gejagt waren und sich dann irgendwo im Dickicht niedergelassen hatten.

Stunde, um die vermutlich bis aufs äußerste gereizten Tiere aufzustöbern, hatten wir nicht, es war also äußerste Vorsicht geboten und mußten wir uns auf den eigenen Spürsinn und zuletzt auf unsere Gewehre verlassen. Das Gelände war sehr unübersichtlich und, um uns nicht gegenseitig zu stören, folgten wir dicht nebeneinander gehend erst der einen sichtbaren Schlepplspur.

Wir mochten ihr so 10 Minuten langsam gefolgt sein, als sich in der Richtung auf ein langgestrecktes dichtes Gebüsch Klirren von Eisen und drohendes Knurren vernehmen ließ.

Die Anspannung der Nerven ließ etwas nach, denn wir wußten jetzt wenigstens, wo wir das eine Tier zu suchen hatten, aber die Geschichte war dennoch ungemütlich, da es nicht selbst zu sehen war und trotz mehrmaliger Umkreisung seines Lagers nichts mehr von sich hören ließ. Mein Hottentott wußte sich aber zu helfen. Während wir mit schußbereitem Gewehr ihm zur Seite standen, nahm er Steinchen vom Boden auf und warf sie nach verschiedenen Teilen des Dickichts, um so den Löwen zu reizen, sich wieder bemerkbar zu machen. Der Zweck war auch bald erreicht. Ein Stein mußte ihn getroffen haben, als er auch schon unter zornigem Gebrüll, den Rachen weit geöffnet herausbrach, um sich auf seine Verfolger zu stürzen. Drei wohlgezielte Kugeln ließen ihn ebenso schnell berendend zurückfallen.

Nun kam der andere an die Reihe. Seine Spur verlор sich vom weichen Boden auf harten Grund, auch brachte uns die Nachsuche bald ein freieres Gelände. Unsere Vorsicht ließ indessen nicht nach, wußten wir doch jetzt, was wir zu gewärtigen hatten, sollten wir unversehens auf die Bestie stoßen. Die Spur war einen Augenblick verloren gegangen und wir eben im Begriff, sie wieder aufzunehmen, als wir dicht vor uns ein markerschütterndes Gebrüll hörten. Wir sahen das Tier in einem einzigen hohen Satz hinter einem kleinen Strauchwerk hervor uns entgegenfliegen. Ein einziger Knall von 3 Schüssen war



... wie mein armer A. auf dem Rücken lag und der Löwe über ihm stand.



die Quittung für den hinterlistigen Ueberfall, doch zu kurz war die Entfernung für unser Kleinaliber. Noch bevor ich Zeit gefunden, den Finger ein zweites Mal krümmen zu machen, sah ich, wie mein armer A. auf dem Rücken lag und der Löwe über ihm stand. Einiger Sekunden bedurfte es, um ein sicheres Ziel zu fassen, um A., der sich mit Armen und Füßen das wütende Tier vom Leibe zu halten versuchte, nicht selbst dabei zu gefährden, dann sank der Löwe mit zwei Blattschüssen tot neben ihm zusammen. Nach unserer gemeinschaftlichen Salve waren wir nämlich auseinander gesprungen, um für den zweiten Schuß Zeit zu gewinnen und dem Ansprung auszuweichen. In der Hitze des Gefechts war A. unglücklicherweise über seine Sporen gefallen und war dadurch in den Bereich des Löwen gekommen. Mit kräftigem Auf konnte er seinen Unterarm aus dessen Mägen befreien, mußte ihm aber dafür seinen rechten Fuß überlassen, der zum Glück mit einem tüchtigen Reiterstiefel bekleidet war. In diesem hatte sich der Löwe verfangen und mit der freien Vorderpranke einige Attaden auf Kalfirok und Kordhoje unternommen, die dabei in Felsen gingen.

Außer einigen Schrammen, von denen eine auf

dem Handrücken ziemlich tief ging, war A. heil aus dem Kampf hervorgegangen. Nachdem er sich von der begreiflichen Aufregung über seine gefährliche Lage, in der er, wenn auch nur sekundenlang, geschwebt, erholt hatte, wurde zur eingehenden Besichtigung unserer Strecke geschritten. Das zweite Tier war, ebenso wie das zuerst erlegte, eine alte Löwin mit sehr schlechten abgenutzten Zähnen und war es nur diesem Umstande zuzuschreiben, daß A. seinen Unterarm ohne ernstliche Verletzungen befreien konnte. Im Ansprung schon hatte sie zwei schwere Schüsse erhalten, und das Eisen hielt noch eine der Vorderpranken zwischen den Bügeln gefangen. Daß das Tier mit diesem schweren Gewicht einen derartig gewaltigen Sprung noch überhaupt ausführen konnte, zeugte von der ungeheuren Kraft, welche diese Raubtiere besitzen.

Zwei Tage später zogen wir mit unserer Beute in der Station wieder ein, nachdem wir in den letzten Tagen unvergeßliche Stunden beim Frohen, diesmal aber erntem Weidwerk durchlebt hatten. Fünf Monate später wurde ich in einem Gefechte gegen die Hereros verwundet und nun pflegte mich mein treuer A. mit derselben Geduld und Ausdauer, die er auf unseren Jagdzügen stets bewiesen hatte.



### Braves Verhalten zweier Musketiere vom 4. Badischen Infanterie-Regiment 1870.

Ergählt von Nikolaus Trapp aus Bietigheim.

Am 22. Oktober 1870 nach der Stürmung von Gise wurde mein Zug als Mottenstreifung mit je 50 Meter Abstand in einen jungen Wald kommandiert. Dieser Wald war so dicht bewachsen, daß man kaum durchkommen konnte, deshalb verloren unsere Mottenkameraden rechts und links den Abstand. Auch ich und mein Kamerad Buß hatten keine Fühlung mehr. Als wir ungefähr 300 bis 400 Meter im Wald waren, erblickte mein Kamerad Buß eine feindliche Truppe, einen Offizier, fünf Unteroffiziere und drei Soldaten. Mein Kamerad will Feuer geben, ich halte ihn davon ab; wir beraten uns, was zu tun wäre und beschloßen, auf Leben oder Tod unter Hurra und gefälltem Gewehr auf sie loszugehen, was dann auch geschah. Als wir noch fünf oder sechs Meter von ihnen ent-

fernt waren, rief der Offizier „Pardon“. Ich nahm dem Offizier den Säbel ab und hing ihn selbst um. Mein Kamerad hatte unterdessen die andern entwaffnen helfen. Mit stolzen Gefühlen machten wir uns nun daran, die Kompanie zu finden. Im Vorgehen überschritten wir einen gangbaren Fußweg, auf diesem führten wir die Gefangenen zurück. Da wir in das Freie kommen, treffen wir unsern Herrn Hauptmann Lendorff. Mein Kamerad Buß bleibt bei den Gefangenen zur Bewachung, während ich mit angefaßtem Gewehr die Meldung mache: „Herr Hauptmann, ein Offizier und acht Mann gefangen.“ (Die Richtigkeit der erjatteten Meldung ist vom Kompagniechef, jetzigen Major a. D. Lendorff, wohnhaft zu Karlsruhe, bestätigt worden.)

# „Pälzer Schnooke“

von Kamerad Dr. med. Franz Michel Fischer, Stabsarzt d. S. I.



## Bloos hin?!

Der Heiner war's vum Birkehof,  
der möcht nach Mannem fahre.  
Oft weck't's 'n nächtig auß'm Schloos,  
schun lang tut er druff spare.

Un wie er's Geld beisamme hot,  
tut er vergnüglich grinse,  
setzt uff sein alte Hochzigschlot  
un geht per Veer nach Sinse.

Glei wie er kummt nach Sinse nein,  
geht er zum Luis dorchtig,  
secht: „Schenk e Bertel Wein m'r ein,  
dann eß e warmi Worscht ich.“

Hernooch geht er an's Schalter  
un secht: „nach Mannem will ich!“ —  
Do heeß't's: „mein liewer Alter,  
bloos hin?! — des werd ganz billig.“

„Aha! eerscht muß m'r bloose,  
denkt do der Heiner pfiifig;  
„des sin so Preukeposse.“ —

Druff schnauft un schnappt er kniffig.  
Blitzbloo tut er sich bloose,  
ringsum die Fenschder trache;  
es plak'm facht die Hoje,  
es war zum budlichlache.

Der Schorschel hot, wie schun  
emol,  
beim Lehrer nit sein Sach ge-  
kennt.  
Der packt 'n flugs beim Ka-  
misol  
un haut 'n, daß er kreischt un  
flemnt.

Gezoge — ohne lang Ge-  
fasel —  
hot er 'en quer hin inwers  
Knie,  
un mit 'm Schtod vum echter  
Fasel  
druslosgefuchelt wie noch  
nie.

## Herr Lehrer — proßt!



Der Körperdeel, wo sunscht  
zum Sitze  
for Mensche meerschdendes is  
do,  
vor lauter Schtaab tut Wolke  
schwike;  
bald werd 'r, fercht' ich, blize-  
bloo.

Do muß der Lehrer herzhast  
nieße;  
gegrunwelt hot sein Nas der  
Schtaab.  
Der Schorschel, pfiifig, kreischt  
beim dieße:  
„Herr Lehrer — proßt! — es  
langt, i glaab.“



## For die Kat!

Nach Sinse in die Apothek  
e alti Huzel kummt geloffe.  
Sie mächt schun früh sich uff de Weg,  
Der Schprooch nooch war se scheint's vum Hoffe.

„Herr Abbetheger“ — secht se glei,  
kaum is' se in der Giftbütt drin,  
„ich möcht gar gern e Arzenei,  
daß ich aus meine Sorge bin.“

Mei alti Kat, die is marode,  
vor Angscht bin ich vergange schier,  
sie schreit, sie frißt nit, gibt keen Pfote,  
ja werkllich schad' is for des Tier.“

Der Abbetheger secht: „„Dofor,  
mei lieve Fraa, gibt's viele Sache.““  
Er räuschpirt sich, kraht hinnerem Ohr,  
un hebt sein Bauch vor lauter Lache.

Druff secht 'r: „Fraa! so guck doch rum;  
die viele Flasche, Kachle, Topf, —  
was Sie do sehe ringsherum,  
Des freisse all' die arme Tröpf.“

Was Sie do sehe kreuz un quer,  
— 's is wohe, ich schwör's bei meiner Glas —  
ob's flüffig, fesch, ob leicht, ob schwer,  
Des is jo Alles for die Kat!“ —

## Die beiden Seehunde.

Von R. Viebrah,

„Läufer!“  
 „Herr Kapitänleutnant!“  
 „Ich lasse den Herrn Ingenieur bitten!“  
 „Zu Befehl!“

Der Läufer verschwand mit affenartiger Geschwindigkeit unter Deck, um unten um so langsamer nach der Offiziersmesse zu bummeln, wo sich der Maschinen-Ingenieur S. M. S. „Merkur“ gerade mit dem Stabsarzt beim Frühstück befand. Der Läufer richtete seinen Auftrag aus und seufzend trennte sich der Ingenieur von seinem ham and eggs. Oben teilte ihm der 1. Offizier mit, daß Befehl gekommen wäre, am nächsten Vormittage in See zu gehen, und daß der Kommandant befohlen habe, daß die Maschine um 6.30 Uhr früh klar sein solle. Der Ingenieur legte die Hand an die Mühe und knurrte ein „Zuwohl“, wobei er sich bemühte, ein möglichst unbefangenes Gesicht zu machen. Am liebsten hätte er geflucht wie ein Pirat. Ausgerechnet morgen mußte das Schiff in See gehen. Das Diner beim Lotsenkommandeur war nun futsch. Wer bekam nun dessen reizendes Töchterlein Grete als Tischnachbarin?

„Himmeldonnerwetter“, knurrte der Beherrscher der Zungenpfeiler. Aber es half nichts. Vielleicht konnte er heute beim Abschiedsbesuch eine gewisse Angelegenheit regeln. Mit dieser Hoffnung kletterte er brummend in den Maschinenraum, um die nötigen Befehle für den andern Tag zu erteilen.

Unterdessen war der 1. Offizier, vergnügt vor sich hinstummend, nach dem Vorderdeck gegangen, wo der Bootsmann Kattbald gerade fluchte und wettelte, als wäre ihm das himmelschreiendste Unrecht passiert. Es war ihm gelungen, eine „verdammte Schweinerei“ zu entdecken. Der Matrose Jansen hatte nämlich einen Fettsack von ziemlich Pfenniggröße auf das Deck gemacht, und es war kein Wunder, daß sich der Bootsmann so alterierte, da doch „der ganze Kahn versaut“ war. Jansen, die unglückliche Pflaume, stand, geknickt von der Wucht des bootsmännischen Zornes, außer Schußweite und ließ das Donnerwetter über sein schuldiges Haupt ergehen. „Bootsmann“, unterbrach der 1. Offizier das Idyll auf dem Verdeck. Der Angerufene drehte sich herum, während Jansen die Unterbrechung benutzte, um mit dem Messer schnell den Schandfleck wegzukratzen, worauf er schleunigst mit seinem Fettpott in den Vormars enterte. Hier ließ er sich in frevelhaftem Gleichmut auf ein Bündel Tauwerk nieder und holte einen Brief von seiner Braut hervor, um ihn zum drittenmale eingehend durchzubuchstabieren. „Also, Bootsmann“, sagte der 1. Offizier, „morgen früh 7 Uhr geht's auf die Außenreebe und um 8 Uhr gehen wir in See.“ Ein unmilitärisches „Gott sei Dank“ entschlüpfte dem buschigen Barte des Bootsmanns.

Er hatte schon lange seine Mut über die „verdammte Liegezeit“ in der Werft. Seit über 8 Tagen war die Ausrüstung für die Reise nach Westafrika beendet. Wie ein Schmutzfäutchen lag das Schiff da. Vom Topp bis zum Kiel war alles neu gemalt, aber Tag für Tag mußte sich der Bootsmann ärgern, daß ihm das Deck wieder vollgetrampelet wurde. „Na“, sagte der 1. Offizier, „ich bin auch froh, daß endlich wieder ein geregelter Dienst beginnt. Lassen Sie heute Nachmittag noch die Leinen klar machen, Bootsmann, damit morgen früh alles fix und fertig ist.“ Der 1. Offizier wandte sich zum Gehen, als er plötzlich wieder umdrehte und zum Bootsmann sagte: „Ja, das hätte ich bald vergessen, draußen an der Westküste wird den Leuten die Zeit ziemlich lang werden, ich denke, wir nehmen zwei Hunde mit, als Zeitvertreib für die Mannschaft. Der Kommandant hat nichts dagegen. Vielleicht wissen Sie jemand, Bootsmann, der einen überflüssigen Köter hat?“

„Zuwohl, Herr Kapitänleutnant“, entgegnete der Angeredete, trotzdem es ihm noch schleierhaft war, wo er zwei Köter hernehmen sollte.

„Na, da sehen Sie mal zu, aber bitte nicht solche ruppigen Viehstier“, sagte der Erste und ging ins Zwischendeck hinab.

Oben überlegte unterdessen der Bootsmann, wo er zwei Hunde für die Reise anheuern könnte. Endlich schien er eine Lösung gefunden zu haben. „Jansen!“

brüllte er mit seinem Bierpaß über Deck. Tötlich erschrocken fuhr dieser zusammen, steckte schnell seinen Brief ein und schrie dann eifrig sein „Herr Bootsmann!“ nach Deck herunter. „Komm mal runter, du Faultier!“ Eilig enterte Jansen nieder.

„Wo ist Meier?“ fragte ihn unten der Bootsmann.

„Außenbords“, entgegnete Jansen.

„Meier!“ rief der Bootsmann, worauf sich Meiers farbenbekledte Nase aus der Backbord-Bohrriest über die Reeling schob. Meier hatte nämlich draußen das Schiff „gemalt“. „Paßt mal auf, was ich Euch sage.“ Meier und Jansen bauten sich erwartungsvoll auf. „Also“, hub der Bootsmann an, „wir wollen zwei Hunde mit an Bord nehmen und Ihr sollt sie nachher besorgen.“ Meier riß in freudigem Erstaunen das Maul auf, welches aber vom Bootsmann zur Verhütung einer Maulsperrre sofort mit einem sanften Knuff unter das Kinn geschlossen wurde. Im „Besorgen“\*) waren Meier und Jansen groß und der Bootsmann war sicher, daß diese beiden seinen Auftrag zur Zufriedenheit ausführen würden. „Nachmittag, nach klar Deck, geht Ihr an Land und seht zu, wo Ihr zwei möglichst junge Köter bekommt. Es gibt Leute, die

\*) Soviel wie auf nicht ganz einwandfreien Wege beschaffen.



Ein fühner Griff Jansens und wieder war ein Köter angeheuert.

ihren Hund gern los sein wollen.“ Bei diesen Worten zwinkerte der Bootsmann vergnügt mit den Augen. „Habt Ihr verstanden?“

„Ja, Herr Bootsmann.“ „Na, dann an die Arbeit.“

Nachmittag zogen Meier und Janzen an Land zu fröhlichem Jagen. Zuerst tranken sie in der nächsten Kneipe ein Glas Bier, worauf sie sich zu Janzens Braut verfügten, um sich den Köter zum Fang der Rötter zu besorgen. Die Braut Janzens spendierte ein großes Stück Wurstpelle, in welcher noch die Wurst steckte, diese wurde aber unterwegs von Meier und Janzen entfernt. Es dauerte auch nicht lange, da lief den beiden ein weißer langhaariger Pintscher in den Weg, welcher sofort mit sanftem Flöten und liebevollen Schmeicheleien aufgefordert wurde, in die Wurstpelle zu beißen. Mißtrauisch betrachtete er die beiden Blaujaden. Schließlich gab die Wurstpelle den Ausschlag. Gerade wollte er zuschnappen, als ihm Meiers raube Seemannshände ein Kabelgarn um Brust und Hals befestigten. Söhnlichelnd wurde die Wurstpelle eingesteckt, und der Rot gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, folgte der Pintscher den beiden, nachdem er eingesehen hatte, daß er nur die Pfoten unnütz abnütze, wenn er stehen bleiben wollte. Während Meier den schmählich überlisteten Pintscher weiterlotzte, hielt Janzen Ausguck nach einem zweiten Köter. Dank der Wurstpelle stellten sich bald mehrere Vertreter der Hundewelt ein, unter welchen ein kleiner kurzhaariger Keel von unbestimmter Rasse das Wohlgefallen der beiden wilden Jäger erregte. Ein kühner Griff Janzens und wieder war ein Köter angeheuert. Alles Beißen und Heulen half nichts, Janzen schleppte ihn langsam aber sicher der Werst zu.

„Det haben wir mal wieder fein gemacht,“ meinte Meier, „zwee Teelen in Zeit von null Komma nisch. Gensach jrohartig. Du, Janzen, der Olle darf aber nich wissen, det wir die Köter jekappert haben, sonst jagt er se gleich zum Deibel und wir fliegen in'n Kasten.“

„Aee,“ meinte Janzen, „den witten hebb'n wi schenkt freegen und de andre is uns nachsloopen.“

„All right, machen wir,“ erklärte Meier sein Einverständnis.

In Bord wurden die beiden mit ihrer Jagdbeute mit lautem Hallo empfangen. Auf dem Borddeck setzte man die beiden unglücklichen Köter auf das Spill zur allgemeinen Besichtigung, bis einer den Vorschlag machte, die Hunde zu taufen, da doch ein anständiger Hund einen Namen haben müßte. Dieser Vorschlag fand allgemeine Billigung und man entschied sich für die Namen „Strolch“ und „Lump“. Da trat Janzen mit vorwurfsvoller Miene hervor und erklärte: „De witte Hund is 'n Weibchen un to en Fruenzimmer kennt wi doch nich Lump seggen.“ Das leuchtete ein und Janzen schlug im Gedanken an seine Braut den Namen „Lene“ vor. Unterdessen hatte Sieber, eine lange Berliner Pflanze, eine Büx Wasser herbeigeschafft, sich eine Presenning umgehängt und eine Tackermütze aufgesetzt. Darauf stieg er auf einen Fußkasten und hielt unter dem Beifall der Versammelten eine schwungvolle Begrüßungsrede an die ganz verschüchtert auf dem Spill hockenden Hunde. Er begrüßte sie als neue Kameraden und ernannte sie zu Seehunden. Der männliche Seehund setzte sich vor lauter Verlegenheit auf die Hinterpfoten, was ihm einen Achtungserfolg eintrug. Sodann hielt Sieber eine nicht minder schwungvolle Tauf-

rede, wobei die Büx Wasser das Taufbecken vertrat, Janzen und Meier fungierten mit ernsthafter Miene als Taufpaten. Der weiße Pintscher wurde „Lene“ getauft, während der andere Köter von nun ab den Namen „Strolch“ führte. Vom Bootsmann erhielten „Lene“ und „Strolch“ bis auf weiteres die Delzeugkammer unter der Bad als Wohnung angewiesen, während Janzen als Pflagevater verpflichtet wurde.

Einige Tage war der „Merkur“ nun schon in See und „Lene“ und „Strolch“ hatten sich in ihr Schicksal ergeben und suchten sich das Leben möglichst angenehm zu machen. „Strolch“ gab sich redlich Mühe, sich seines Namens würdig zu erweisen. Am zweiten Tage seines Bordlebens hatte er eine Büchse weiße Farbe, welche aber glücklicherweise im Wassergang stand, umgeworfen und war dann, nachdem er durch die Farbenflut gewatet war, vergnügt ins Zwischendeck spaziert, wo bald der Wachtmeister, zwar nicht errötend, aber mit einem gräßlichen Fluche seinen Spuren folgte. Entsetzt ob solcher gottlosen Redensarten flüchtete „Strolch“ an Deck, wo er sofort von Janzen erwischt und in einer Balje Wasser einer gründlichen Reinigung unterworfen wurde. Nach Beendigung dieser Prozedur trabte „Strolch“ zitternd über Deck, um sich ein warmes Plätschen zu suchen, wo er sein nasses Fell trocknen konnte. Das Kombüsen-Schlight vor dem Schornstein schien ihm hierzu sehr geeignet. Da es unten sehr warm war, hatte der Koch die Kombüsen-Dedekel nur halb über das Schlight gelegt. „Strolch“ legte sich auf einen Dedekel und ließ von oben die Morgenjonne und von unten die Kombüsenwärme auf seinen corpus wirken. Der Koch hatte gerade Erbsen in den Kessel geschüttet und schnitt nun die Speckportionen für die Mittagsmahlzeit zurecht, als es auf einmal einen lauten Klatsch gab. Erichrecht blickte der Koch auf, sah aber nichts als das freundlich grinsende Gesicht eines Matrosen oben am Schlight, welcher ihm schadenstroh zurief: „Du, Rod, „Strolch“ sitt in de Arsten.“ Wichtig, „Strolch“ plätscherte ganz verdußt über den plötzlichen Saltomortale im Kessel herum. Als ihm nämlich die Duffe des Speckes gar so verführerisch in die Nase stiegen, hatte er sich, lüftern auf ein gutes Frühstück, auf dem Kombüsendeckel zu weit vorgewagt, dieser kippte über und „Strolch“ verschwand unten im Erbsenkessel. Glücklicherweise war das Wasser noch nicht heiß, Schimpfend entriß der Koch dem Kessel seine Beute und jagte den Köter mit einem kräftigen Fußtritt zur Kombüse hinaus. Der einzige Zeuge des Unfalles wurde durch eine enorme Portion Speck zum Schweigen verpflichtet. Mittags verzichtete dann dieser wackere Seemann zum Erlaunen seiner Badskameraden auf seine Erbsenportion. „Ja heff hüt keen'n Afftit“ motivierte er sein noch nie dagewesenes Verhalten. Seine Appetitlosigkeit hinderte ihn aber nicht, ziemlich ein Pfund des gestifteten Speckes zu verschliffen.

„Strolch“ bemühte sich also redlich, das entant terrible des Schiffes zu werden. Deshalb war er bei der Mannschaft sehr beliebt, da er jeden dummen Streich mitmachte, während „Lene“, sein züchtiger, wie es einem ehrbaren Hundefräulein zukommt, ihre Tage verlebte und sich nicht so recht einzuleben schien. Eines schönen Nachmittags, die Mannschaft hatte gerade Geschüb-Instruktion auf dem Borddeck, hatte sich „Lene“ verleiten lassen, mit „Strolch“ eine Entdeckungszug auf das Achterdeck zu machen. Hier waren die beiden so recht unge-

stört, was „Strolch“ benutzte, um allerlei Allotria zu treiben. Bald zupfte er „Lene“, die sich behaglich am Kreuzmast unter die Nagelbank in die Sonne gelegt hatte, in die Ohren, bald riß er das Taumelwerk, welches sauber aufgeschossen an Deck lag, auseinander. Schließlich sprang er auf die Nagelbank, um von hier aus vergnügt auf die unter ihm Siefta haltende „Lene“ herabzubliden. Doch das Verhängnis nahte. „Strolch“ hatte in seinem Lebermüte nicht auf einen leichtsinnig auf die Nagelbank gestellten Kohlenteeerpott acht. Und es dauerte nicht lange, da flog diese runter. Heulend fuhr „Lene“ empor, denn der Pott war ihr gerade auf das Schwänzchen gefallen. Doch war das nicht das Schlimmste, nein, die schwarze Flut hatte sich auch über ihr schönes, schneeweißes Fell ergossen. Sie glich wirklich einem in Kohlenteeer getauchten Schwabber; nur Kopf und Hals waren noch weiß. „Strolch“ hielt es für geraten, zu verduften. „Lene“ aber blieb, kläglich über ihre verdorbene Toilette jammernd, sitzen. Da tauchte plötzlich aus dem

achteren Luf der Kommandant an, um sich nach der Ursache dieser sonderbaren Töne zu erkundigen. Kaum hatte er aber den Fuß auf Deck gesetzt, als ihm „Lene“ laut bellend zwischen die Beine fuhr, ohne Rücksicht auf die weißen Hosen des Kapitäns. Dieser war verblüfft einen Schritt zurückgewichen, gefolgt von der sich wie toll gebärdenden „Lene“. Plötzlich rief er: „Lilly, wie kommst du denn hierher? Käufer, Bootsmat der Wache!“ rief er dann über Deck. Eiligt kamen die Gerufenen herbei. „Halten Sie den Hund fest,“ befahl er dem Käufer, „und Sie melden dem 1. Offizier, ich liebe ihn sofort zu mir bitten.“ Dem gleich darauf erscheinenden 1. Offizier bot sich ein liebliches Bild. Der Kapitän in seiner kohlenteeerbeklehten weißen Hose kante während auf seinen Schnurbartspigen, während vor ihm der Käufer hockte und sich bemühte, den sich heftig sträubenden Pintfcher festzuhalten. Rings herum war das schöne, sauber gescheuerte Deck in schauerlicher Weise durch „Lene“ mit Kohlenteeer besudelt. Der 1. Offizier schwankte, ob er über das komische Bild in einen Lachkrampf verfallen, oder vor Aerger über die Schandflecke auf dem Deck plagen sollte. Vorerst fand er aber keine Zeit, einer dieser angenehmen Beschäftigungen zu fröhnen. Kaum war er vom Kommandanten erblickt worden, als dieser sagte: „Herr Kapitänleutnant, wie kommt dieser Hund an Bord?“ „Herr Kapitän haben doch gewußt,“ entgegnete der Erste in strengdienstlicher Haltung, „ich habe doch —“

„Gewußt?! Nichts habe ich gewußt,“ rief der Kommandant. „Wie kommt der Hund meiner Frau an Bord?“

„Ihrer — —?“

„Jawohl, meiner Frau, Herr.“

Der Erste war vollständig baff. „Na, das Ding kann gut werden,“ dachte er im Stillen, „dieser Kohlenteeerquast gehört also seiner besseren Hälfte.“

„Wer hat den Hund an Bord gebracht? Lassen Sie den Betreffenden sofort holen, Herr Kapitänleutnant.“

Der 1. Offizier beauftragte den Wachthabenden, den Bootsmann und die Matrosen Meier und Jansen adteraus zu schicken. Bald erschien der Bootsmann, gefolgt von den nichts Gutes ahnenden Gundejägern. Die Augen des Bootsmannes quollen aus ihren Höhlen, sein Haar und Bart sträubte sich, als er das „versaute“ Achterdeck sah. Nur die Anwesenheit des Kommandanten verhinderte, daß er seinem Herzen Luft machte. Das hob er sich aber für später auf.

„Bootsmann, wer hat den Hund an Bord gebracht?“

„Matrosen Meier und Jansen, Herr Kapitän.“

„Wo habt Ihr den Hund her,“ wandte sich der Kommandant an die beiden.

„An Land besorgt, Herr Kapitän,“ erwiderte Jansen.

„So, besorgt.“

„Jawohl, Herr Kapitän,“ jesunderte Meier.

„Halt's Maul,“ donnerte der Kommandant, „Euer „besorgen“ kenne ich, gestohlen, einfach gestohlen habt Ihr den Hund. Die Lilly läuft solchen Kerlen, wie Ihr seid, nicht nach.“

„Nanu, Lilly, die heißt doch Lene,“ wagte Meier zu denken.

„Na, ich werd's Euch Halunken schon besorgen, meiner Frau den Hund zu mausen,“ rief der Kommandant.

„Eine Frau,“ dachte Jansen, „na, denn sitzen wir drinne.“ Meier kalkulierte im stillen, wieviel Tage er mit seinem Kumpan in den „Kasten“ fliegen würde.

„Die beiden Kerle werden morgen zum Rapport gestellt,“ wandte sich der Kommandant an den 1. Offizier. „Sie, Bootsmann, lassen das Vieh scheren und gründlich reinigen, die beiden Spitzbuben scheuern heute Abend das Deck mit Sand und Steinen.“

„Zu Befehl, Herr Kapitän.“

Dieser verschwand wuschelnd unter Deck. Eiligt tauchte der Erste in die Offizier-Messe unter; er hatte sich endgültig für den Lachkrampf entschieden. Auf dem Berdeck sahen nachher Meier und Jansen und schoren die „Lene“, schmieren sie mit Fett ein und seiften dann das unglückliche Hundesräulein gründlich ab. „Als wenn wir das riechen kennt,“ knurrte Jansen. „Ollen sine Frau ihr Hund is,“ knurrte Jansen.

„Na, ich wer'n Deibel dun, un noch mal 'n Hund besorgen,“ antwortete resigniert Meier. „Strolch“ sah währenddessen seelenruhig der Hundewäsche zu und leckte sich zufrieden die Schnauze.

Der Bootsmann hatte unterdessen seinen Tobsuchtsanfall in der Deckoffizier-Messe durch zwei große „Köm“ beschwichtigt. Darauf suchte und fand er in seiner schwarzen Liste einige Verbrecher, welche am Abend im Verein mit Meier und Jansen die Kohlenteeerflecke auf dem Achterdeck mit Sand und Steinen weggeschuerten. „Lene“ siedelte später in die Kommandantentajüte über, wo sie bald ihre von „Strolch“ übernommenen plebejisch'n Sitten ablegte. „Strolch“ blieb aber, gerade weger, einer vielen dummen Streiche, der Liebling der ganzen Besatzung.



C. Müller 99.

Kaum hatte er den Fuß auf Deck gesetzt, als ihm „Lene“ laut bellend zwischen die Beine fuhr.

## Das Luftschiff der vierten Kompagnie.

Humorecke von Ralph v. Rawitz.

Im Salon des Herrn Obersten Krällin sah die Gattin des gestrengen Regimentskommandanten, während er selbst hinter ihrem Sessel lehnte. Vor ihnen stand der jüngste Hauptmann des Regiments, Herr Zülendorf, und brachte, halb privat, halb dienstlich, seine Werbung um Fräulein Asta, das einzige Töchterlein des Hauses, mit geziemenden Worten vor.

Der Erfolg dieser Werbung war, daß Frau Mama huldvoll lächelte und Herr Papa grimmig den schwarzen diden Schnurbart strich. Dann ergriff die Frau Oberst das Wort. Sie habe schon lange bemerkt, daß die beiden jungen Leute sich gerne hätten und sei gerne willens, die Zukunft ihres Kindes an das Geschick des Bewerber zu knüpfen. Allein auch der Vater habe ein Wort dabei zu sprechen und bei ihm, als dem Herrn des Hauses, liege die endgültige Entscheidung.

„Bah — hem,“ setzte nun Oberst Krällin selbst ein, „so ist es, mein lieber Herr Hauptmann, und als Vater nehme ich Sie mit Freuden auf. Aber ich bin nur halb Vater, zur anderen Hälfte jedoch Seiner Majestät untertänigster L. und L. Soldat. Als solcher muß ich sagen: Ich akzeptiere als Schwiegerohn nur einen Offizier, in dessen Qualifikationsliste es heißt: „Ragt über seine Kameraden hervor.““

Hauptmann Zülendorf schlug die Sporen zusammen und nahm stramm „Habt Acht“ Stellung.

„Haben Herr Oberst an meiner Kompagnie etwas zu tadeln?“

„Das nicht, Herr Hauptmann, ich bin recht zufrieden. Aber ich verlange mehr. Ich will eine militärische Kapazität, ich will etwas Außerordentliches, etwas Außerordentliches, verstanden?“

Zülendorf sah seinen Regimentskommandanten fragend an; der Oberst fuhr fort: „Ja, etwas ganz Besonderes, lieber Hauptmann! Was und wie kann ich Ihnen selbst nicht sagen, aber es muß etwas sein, was oben Aufmerksamkeit erregt, was vor allem dem Regimente Ehre einträgt. Na ja! Bah — hem! Ich habe ja zu Ihnen Zutrauen! Sie werden etwas leisten! Sie sind ja auch Regimentsadjutant gewesen. Kurz: Ich gebe Ihnen meine Asta, aber ich gestatte die Veröffentlichung der Verlobung erst, wenn Sie einen großen Coup gemacht haben. Punktum!“

Damit schritt er zur Tür, rief sein blondes Töchterlein, küßte ihr die Stirne und entzog sich dem Sturme der Gefühle durch schleunige Flucht in die Regimentskanzlei.

Hier erwartete ihn schon sein Adjutant, Oberleutnant Böhlau, mit einem ganzen Stoße von Dienstjücken; da waren Brigadebefehle, Wei-

sungen des Korpskommandos über die Herbstmanöver, Meldungen usw. Vor allem aber interessierte den Obersten ein Befehl seines nächsten Vorgesetzten, des Generalmajors v. Schnuffelwitz, der folgenden Inhalt hatte:

„Angeichts der epochemachenden Erfolge des Grafen Zeppelin ist die Annahme zutreffend, daß wir in künftigen Kriegen mit Luftschiffen zu rechnen haben, die, dicht über unseren Stellungen oder Marschkolonnen hinstreichend, unsere Absichten und die Erwägungen der strategischen Leitung zu erforschen und zu durchkreuzen bemüht sein werden. — Dieses vorausgesetzt, wird es Aufgabe jeder Truppe sein, dem feindlichen Luftkreuzer möglichst Abbruch zu tun. Es ist mithin Aufgabe der Truppenkommandanten, fortan das Feuergefecht auch nach oben hin, in die Lüfte, zu lenken. In diesem Sinne ist fortan zu verfahren; ich werde demnächst Gelegenheit nehmen, die mir unterstellten Regimenter kompagnieweise daraufhin zu besichtigen.“

Als Oberst Krällin diesen Befehl gelesen, setzte er sich mit seinem Adjutanten hin und stellte einen Entwurf für das neue Luftfeuergefecht her. Die Frau Oberst wartete vergebens mit dem Mittagessen, mit dem Nachmittagskaffee, mit dem Nachtmahl, ihr Ehegpons erschien nicht. Durch einen Zufall erfuhr sie, daß der Oberst und der Adjutant sich aus der Kantine nachmittags um halb 6 Uhr hatten Butterbrote kommen lassen; im übrigen aber arbeiteten sie ohne Unterbrechung, Krällin diktierend, Oberleutnant, Böhlau schreibend bis er halb ohnmächtig war.

Erst um halb 10 Uhr abends war der Entwurf fertig, dann aber auch in höchster Vollendung. An alles und jedes war gedacht, an Tag- und Nachtschießen, an Wald-, Feld-, Wiesen- und Sumpfgefecht, an Luftinfanterie, Luftartillerie, Lufttrain, an gepanzerte Luftkreuzer, Luftvorposten, Luftnachhut, Luftantonnierung, Luftklüben, Luftsanitätsanstalten, ja selbst Luftlatrinen. Alles in der Theorie, die nächsten Tage sollten dagegen die Praxis bringen. An die Praxis dachte Krällin erst, als er wieder zu Hause war und schon im Bette lag. Und da befahl ihn plötzlich ein gemaltiger Schreden, so daß er fast den Nachttisch umriß: Wie ein Luftschiff herbekommen? Heiliger St. Michael, Kommandant der himmlischen Heerscharen, heiliger Aetarius, hilf! — ein Luftschiff war schließlich nötig!

Zuerst beschloß er, ein Telegramm an den Grafen Zeppelin zu richten, ob dieser ihm nicht ein Luftschiff für einige Tage leihen möchte. Aber bald sah er ein, daß ja dieses Luftschiff von den Regimentern der deutschen Armee benötigt wurde.



„Das ist ja der reinste Zeppelinballon.“

An Hauptmann Hinterstojer telegraphieren, das geht auch nicht, denn der hat ja selber noch kein Luftschiff; in ganz Oesterreich kann man keinen Lenkballon austreiben. Vielleicht leichet uns das Wiener Arsenal den Fesselballon! Aber dabei schreckte ihn der Gedanke, daß der etwaige Gasverbrauch aus der Regimentskasse bezahlt werden müßte. In schwersten Sorgen lag er die ganze Nacht, ohne des Rätsels Lösung zu finden, und mit düsterer Stirn trat er in den Kreis seiner Offiziere, die er für den nächsten Morgen bestellt hatte. Hier wurden Befehl und Entwurf verlesen und dann setzte der gestrenge Regimentschef mit imponierendem Tone hinzu:

Was nun die Darstellung der feindlichen Luftschiffe anlangt, so bleibt dies den Herrn Kompagnieführern überlassen. Es wäre zwar ein leichtes für das Regiment gewesen, auch in dieser Hinsicht Fingerzeige zu geben, allein die Herren Hauptleute mögen einmal selbst den Kopf anstrengen. Im übrigen erfahre ich soeben, daß der Herr General schon übermorgen eintrifft; er erwartet natürlich bei dieser Kürze der Zeit gar nichts. Pah — hem! Meine Herren! Wir werden ihm aber mit Fertigen kommen. Danke sehr! Guten Morgen!"

Gab das ein Grübeln, Sinnen, Nachdenken und Kopfzerbrechen in der Garnison! Ach du lieber Himmel! Lange fiel den Kompagnieführern gar nichts ein; dann aber härtete sich ihr Verständnis und jeder fand einen Gegenstand, der als Luftschiff erhalten sollte. Hauptmann Schulze ließ seine Leute nach Wolken zielen und hoffte inbrünstig, daß es am Inspizierungstage Wolken geben werde. Hauptmann Müller entschied sich für einen Taubenschwarm, der jeden Tag munter über dem Exerzierplatze kreiste; durch zwei Unteroffiziere ließ er für 1 R. 75 S. Vafelförner an verschiedenen Stellen austreuen, um die lieben Tierchen ja herbeizuloden. Hauptmann Schmidt kaufte Papierdrachen und ließ zehn Mann damit üben; „Wind“ hieß sein Stohzgebet und zwölfmal des Tages ließ er zum Barometer, um nachzusehen, ob das Wetterglas auch hübsch auf „Regen oder Wind“ fallen werde. Hauptmann Lehmann, der Mann für „besondere Verwendungen“, konstruierte ein Blechschild, welches an Telegraphenstangen, die an einer Seite des Exerzierplatzes vorbeiführten, entlanggezogen werden sollte. Auch Zülendorf hatte sich etwas ausgedacht, aber er brachte es nicht an die Öffentlichkeit, sondern übte mit seiner Kompagnie ganz abseits hinter dem Walde, wo ihn niemand sah.

Der Inspizierungstag kam und Generalmajor Schnuffelwitz zeigte sich hoch erfreut, als er ein fertiges Luftreglement vorfand; er sagte nicht mit Anerkennungen und war ganz besonders auf die praktische Ausführung erpicht. Aber ach! Die stand nicht auf der Höhe der Theorie.

Es war ein herrlicher, sonniger Sommertag. Keine Wolke stand am Himmel, kein Blättchen regte sich, kein Papierdrache stieg auch nur drei Zoll. Bei dem großen Waffengetöse getraute sich kein Raubvogel auf den Exerzierplatz, geschweige denn gar ein zarter Taubenschwarm. Das Blechschild verdingte sich an den Telegraphendrähten. Alles mißglückte. Die Hauptleute Müller, Schulz, Schmidt, Lehmann ließen traurig die Köpfe hängen. Generalmajor v. Schnuffelwitz lächelte ironisch. Oberst Kräfflin kochte vor verhaltener Wut.

„Ja, ja, lieber Herr Oberst — es ist noch nir! Also noch der Hauptmann Zülendorf mit seiner Kompagnie — also: Vierte Kompagnie vor!"

Und siehe da, etwas Wunderbares zeigte sich jetzt: Langsam erhob sich hinter einem Busch eine längliche, zigarrenförmige Hülle aus Seidenpapier, in der zwei Duzend der bekannten Kinderballons untergebracht waren; ein Unteroffizier hinter dem Gestrüppe hielt das Monitrum an dünnem, unsichtbarem Faden und bewegte es nach rechts und links.

„Kompagnie halt! Rechts Front! Schießen — halbhoch, das Luftschiff am Himmel; erster und zweiter Zug zehnhundert, dritter und vierter Zug zwölfhundert. — Einzelfeuer lebhaft!"

Rads, rads, rads, rads, rads — begann das Schießen. Den Leuten machte die Sache riesigen Spaß; sie knallten wie die Besessenen, und zwei ganz freche Einjährig-Freiwillige auf dem linken Flügel, die niemand sehen konnte und auch niemand sah, weil alle nur das Luftschiff anblickten, luden jedesmal ein wenig Hühnerchrot vor die Exerzierpatronen.

So kam es, daß nach einiger Zeit der Ballon getroffen wurde und niederfiel.

„Sehr gut, sehr gut! Famos, famos!" schrie General Schnuffelwitz. „Das ist ja der reine Zepelinballon. Herr Hauptmann, Sie sind ein Genie. Zum Teufel noch einmal, wie sind Sie denn auf diese Idee gekommen? Ihre Geschichte da sieht so echt aus, daß man sich fürchten könnte und immer denkt, sie werden gleich niederschließen!"

Der General strahlte also, Oberst Kräfflin strahlte, Zülendorf strahlte, das ganze Regiment strahlte! Mit klingendem Spiele ging es vom Exerzierplatze in die Stadt zurück, und die Infanteristen sangen zur Melodie des alten Urauberliedes die vom Einjährigen Antische (der mit Schrot geschossen hatte) schnell gedichteten Verse:

„Augen auf! Seht nur hin!  
Da kommt schon der Zepelin!  
Knads und Rads! Hat ihn schon!  
Komm' nur 'runter, Luftballon!"

Zu Mittag war in der Offiziersmenage Liebesmahl mit Damen. Afta Kräfflin sah reizend aus in rosa Tüll und weißen Kelfen. Als der erste Champagnerpfropfen knallte, erhob sich General v. Schnuffelwitz, drückte seine Freude über die gelungene Inspizierung aus und präsentierte dann dem erstaunten Offizierskorps zwei Brautleute: Zülendorf und Afta.

„Wir gratulieren herzlich," sagte er, „möchte Ihnen alles Gute und Liebe erblihen! Möchten Sie allezeit im siebenten Himmel schweben, so schön und herrlich wie das lenkbare Luftschiff der vierten Kompagnie! Hoch! Hoch! Hoch!"

### Du allein!

Alt und stumpf bin ich geworden,  
Eine Harfe ohne Klang,  
Die mit rauschenden Afforden  
Einst in Euere Seele drang.

Einst der erste vorn am Zuge,  
Netzt nur mühsam hinterdrein;  
Nenner einst, jetzt Gaul im Pfluge,  
Einst der Most, nun saurer Wein!

Keinem Menschen wert und teuer,  
Der mir seine Liebe schenkt;  
Du allein bist's, lieber Steuer-  
Fiskus, der noch meiner denkt!

Max Caro

## Der lyrische Allan.

Summreste von Ralph v. Rawitz.

„Jedes ein'ge Marschquartier,  
Nacht mir riesiges Klavier;  
Doch die Krone — ohne Zweifel —  
Bleibt für mich Gut Ober-Eifel!“

Also dichtete Bruno von Bochow, der eleganteste und übermütigste der Offiziere des gelben Allan-Regiments, als er erfuhr, daß eines der nächsten Manöverquartiere Schloß Ober-Eifel sein werde. Welche Erwartungen knüpften sich für ihn an diesen Namen! Dort wohnte der Geheime Rat Baron Eislungen, der Bruder seines Regimentskommandeurs, des Obersten von Eislungen. Dort gab es Sekt kübelweise, mit und ohne Pfirsich, Forellen, Schnepfen, fühle Zimmer, Badeeinrichtung, Gutsparc mit See — kurz alles, was ein Leutnantsherz erfreut. Vor allem aber wohnte dort Baronesse Gerda, die Tochter des Geheimrats, das Ideal, das Bruno schon lange unter dem dritten, lieben Knopf der Kabatte, das heißt in seinem lustigen Allanherzen trug. Während der ganzen letzten Ballsaison hatten Geheimrats in der Garnison Wohnung genommen, unzählige Male hatte er mit ihr getanzt, an ihrer Seite Eispartien unternommen und später Tennis gespielt. Unzählige Gedichte hatte er (natürlich nur für sich im stillen Kämmerlein) an sie gerichtet, von denen das schönste so lautete:

Ein Schilderhaus, das ist  
mein Herz,  
Halb weiß, halb schwarz,  
halb Freud', halb  
Schmerz;  
Es ruft die Wache drinnen:  
Wer da?  
Der reizendste der Feinde:  
Gerda!

Das war nun mal seine Passion, eine fürchterliche Passion: Verse zu machen, wo nur irgend eine Gelegenheit sich bot. Es gab keinen Borgesekten, keinen Kameraden, den er noch nicht besungen hatte, obwohl die Letzteren (die Ersteren hörten davon natürlich überhaupt nichts) es sich energisch verbaten und oft erklärten, sie würden ihn entweder wegen Injurien verklagen oder wegen Dichteritis an das Garnisonlazarett abliefern lassen.

Um und wieder gelang ihm auch eine bessere Strophe, und der Zufall hatte es gewollt, daß eine solche in die Hände von Baronesse Gerda gelangt war. Das schöne Mädchen war nicht unempfindlich geblieben für die Huldigungen des hübschen Offiziers, ja, eine kurze Zeit hatte es den Anschein gehabt, als werde sie dem Allan Gehör schenken. Die Strophe aber hatte sie bedenklich gemacht. Wir leben nicht mehr in der Minnesängerzeit, da es vereinbar war, Liebeslieder zu singen und den Gegner aus dem Sattel zu stoßen. Heutzutage, im Zeitalter der Elektrizität und der Schreibewut, haben lyrische Ergüsse leicht etwas lächerliches und

ein dichtender Allanleutnant kann als komische Figur gelten. Daher zog sie sich ein wenig zurück und war recht zufrieden, als die Saison zu Ende ging und als sie mit den Eltern wieder auf das Gut — Obereifel — übersiedeln konnte. Es gab Augenblicke, wo sie Bochow haßte, daß er auch an sie mit seiner Passion sich herangewagt habe; aber diese Momente waren doch selten, und zumeist überwogen zärtliche Empfindungen für ihren einstigen Tänzer und Schlittenherrn. Und diese Empfindungen wurden sehr ernsthaft, als sie eines schönen Nachmittags auf der Terrasse des väterlichen Schlosses ihn wiederbegrüßte. Ihm aber wirbelte einfach das Dichterkopfe. Wie eine liebliche Sommergöttin stand sie da, in dem schlichten weißen Gewande, mit gelben Rosen im dunklen Haar, mit dem freundlichen Lächeln auf dem süßen Gesichtchen.

Ganz berauscht von diesem Anblick, sowie von einem guten Tropfen aus den Kellern des Geheimrats setzte er sich nach dem Dejeuner an seinen Schreibtisch und begann einen Liebeszyklus mit dem Titel: „Die Rosenfee“, in dem er seine Liebe, die Natur, die Reize des Landes, die Eindrücke der Begegnung mit Gerda besang. Höchst niederträchtiger Weise störte ihn in dieser Tätigkeit eine Ordonnaiz seines Kommandeurs, die einen Zettel überbrachte, der sofort durch einen Offizier an den Divisionskommandeur, Herzog Alfred, zu befördern war. Zu diesem Ritt war Bochow kommandiert worden.

„So 'ne Gemeinheit!“ donnerte der verliebte Leutnant, „so 'ne infame Niederträchtigkeit! Mich, ausgerechnet mich zu stören, mich auf viele Stunden aus diesen Räumen zu entfernen, wo sie

weilt. In dieser Bruthitze zwei Meilen hin, zwei Meilen zurück!

Gräßlich bist du, mein Geschick,  
Raubst mir ihren Liebesblick;  
Eben sang ich noch voll Glanz —  
Bums! Da kommt die Ordonnaiz!“

Nachdem er so getobt, steckte er das Papier in einen Umschlag, den Umschlag in die Brusttasche und ging brummend in den Stall. Zwei Stunden später übergab er die Meldung an einen Generalstabsoffizier im Hauptquartier der Division.

„Ich bin kein Laufbursche, der auf Antwort wartet,“ sprach er zu sich, „auch ist mir davon nichts befohlen! Zurück nach Obereifel, was der Gaul laufen kann!“

Da Bruno scharf ritt, kam er noch gerade zum Diner zurecht und konnte Baronesse Gerda zu Tisch führen. Nachdem die Tafel aufgehoben war, begab sich die Gesellschaft auf die schattige Terrasse. Hier



„So 'ne Gemeinheit!“ donnerte der verliebte Leutnant.



plauderte man in Gruppen, während die Diener den Kaffee, Liköre und Zigarren präsentierten. Dazu spielte die Kapelle des Ulanen-Regiments die neuesten Walzer. Beim Klange dieser Weisen kamen Bruno seine vorhin durch den Ritt unterbrochenen Verse in den Sinn, die er achtlos auf dem Schreibtische seines Zimmers hatte liegen lassen; die Befürchtung überfiel ihn, irgendeine indiscrete Stubenmagd oder ein Diener könnten davon Kenntnis nehmen. So beurlaubte er sich für einige Minuten von Gerda und schritt nach der ihm zugewiesenen Behausung im Seitenflügel des weitläufigen Schlosses, um seine Lyrik in Sicherheit zu bringen. Er war soeben auf der Treppe im Vestibül verschwunden, als ein Diener mit einem Telegramm in die Mitte der Gesellschaft trat: „An den Herrn Obersten Baron Gislungen.“

„An mich? Rannu? Von der Division? Was ist denn da los?“

Der Oberst las das ziemlich lange Telegramm mit einem immer ernster werdenden Gesicht, legte es dann zusammen und sagte bloß: „Unerbört!“

„Es ist doch nichts Unangenehmes, Onkelchen?“ fragte Gerda, indem sie sich in seinen Arm hing. „Oder sind es Dienstgeheimnisse, die man nicht wissen darf?“

„Halb ja — halb nein — na, wir sind hier unter uns! Das Telegramm ist vom Divisionskommandeur, Herzog Alfred, und lautet so: „Mein lieber Gislungen, Ihr Ordnonanzoffizier v. Bockow hat mir irrtümlicherweise statt einer Meldung einen Lieder-Zyklus „An die Rosenfee“ überbracht; eine schlanke Brünette wird darin verherrlicht. Sehr hübsch und talentvoll! Offenbar an seine Braut gerichtet. Ich bitte Sie, ihm den Irrtum nicht nachzutragen, muß aber doch um sofortige Uebersendung der Meldung ersuchen. Ihr wohlgeneigter Alfred.“

In diesem Augenblick kam Bockow in eilemdem Schritt aus dem Portal:

„Herr Oberst, wenn ich einen Augenblick — — mir ist ein fataler Irrtum — — ein horribler Irrtum — —“

Der Geheimrat und der Oberst sahen bald den verlegenen Leutnant an, bald Gerda, auf deren Gesicht Kläße und Röte wechselten. Sie wäre umgefallen, hätte der Uebelthäter, der dies alles angerichtet, sie nicht rechtzeitig aufgefangen.

Der Oberst nahm nun das Wort, nachdem er mit seinem Bruder einen Blick gewechselt hatte.

„Wir wissen bereits alles — eigentlich müßte ich Sie einsperren, Bockow! Aber ich habe so eine Ahnung, daß meine Familie mit daran schuld ist. Meine Nichte Gerda wird wohl mitbestraft werden müssen, als intellektuelle Urheberin und irrtumstiftende Rosenfee! Also Verurteilung zur lebenslänglichen Fesselung aneinander. So Kinder! Und nun gebt euch den ersten Kuß!“

Zubehnd schloß Bockow die hocherröthende Gerda in die Arme und dann sang er mit glänzender Improvisation:

„Meldung — Dichtung: Rosenfee —  
Ausgetauscht — o Femine!  
Doch Bardon — Verlobungskuß —  
Glück im Unglück! Hochgenuß!“

Ahnung. Hauswirtin: „Es ist jemand da, der Sie zu sprechen wünscht.“ — Student: „Legen Sie's mal aus Frau Müller!“

## Der wackere Tambour.\*)

Kurz vor der Kapitulation von Straßburg hatten wir den Dienst als Tranchee-Wachen am rechten Flügel der ersten und zweiten Parallele übernommen. Zur Sicherung unserer Tag und Nacht feuernden Belagerungsbatterien berufen, waren wir fortgesetzt dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Gegen das Kleingewehrfeuer und gewöhnliche Geschützfeuer der Besatzung gewährten die tief ausgehobenen Laufgräben ziemlich gute Deckung; gegen Bombenwürfe konnten sie jedoch keine Sicherheit bieten. Ein altes Soldatenlied schildert dies:

„Viel Bomben flogen hin und her  
Und plagten sie, so kracht es sehr;  
Das muß' man sich gewöhnen.“

Eine hinter dem Hauptwall der Festung verdeckt stehende französische Mörserbatterie hatte es besonders auf die in unserer unmittelbaren Nähe befindliche, von schlesischen Kanonieren bediente Batterie 16 a abgesehen. Die aus glatten Mörsern geworfenen Bomben konnte man während ihrer, einen sehr hohen Bogen beschreibenden Flugbahn — besonders in der Nacht durch den mit langem Feuerzschweife brennenden Zünder auffallend — mit bloßem Auge leicht beobachten.

Am rechten Flügel der Batterie 16 a stand ein Kanonier auf Posten, welcher die feindlichen Geschosse zu beobachten hatte. Hörte man den lauten Auf deselben „Bombe rechts!“ oder „Bombe links!“ so hatte es für die Batterie und die zunächststehenden weiter keine Gefahr, wenn nicht zufällig ein Bombensplitter seinen Weg dahin nahm.

Erdönte jedoch die Meldung: „Achtung! Bombe!“ so sollte damit gesagt sein, daß das sich nahende Geschöß seine Richtung gerade auf die Batterie genommen habe und dann blieb nur die Frage offen, ob die Entfernung richtig bemessen war, oder ob sie zu kurz, bezw. zu weit geschossen wurde.

Die Batteriebedienung und wir hatten an den beiden Tagen (24. und 25. September) besonderes Glück. Eine Bombe fiel auf das durch Eisenbahnschienen und starke Erdausschüttungen verwahrte Munitionsmagazin der Batterie.

Einige Offiziere der Artillerie und der Compagnie standen zu dieser Zeit zufällig unmittelbar neben dem bedrohten Pulverraum. Hochspannende Augenblicke der Erwartung waren es, bis die Bombe zum Plazen kam, weil man sich sagen mußte, wenn die Bombe durchgeschlagen hat, so fliegen wir jetzt mit dem Magazin in die Luft. Als das Geschöß etwa nach 3 Sekunden krepierete, wurden wir sehr stark durch Erde und Sand überschüttet, blieben im übrigen aber alle unverletzt. Die hohe Erd- und Sandjack-Decke war vollständig abgehoben worden, die Schienendecke zeigte sich nur leicht eingebogen — sie hatte sich trotz des Reitereschusses der Franzosen glänzend bewährt.

Sofort halfen unsere Mannschaften den Kameraden der Fußartillerie, und stellten im heftigen feindlichen Infanteriefeuer, das bald auf die Arbeiter eröffnet wurde, eine neue Erdbedeckung auf dem Dache des schwer gefährdeten Munitionsräumens her.

\*) Nachstehende beiden Erzählungen sind mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Verfassers, Generalleutnant z. D. Freiherr Schilling v. Gansstätt, aus dem Buche entnommen „Was sich alte Kameraden erzählen“ aus den Aufzeichnungen eines alten Offiziers.

Eine andere, ebenfalls wohlgezielte Bombe schlug, ohne einen der dicht nebeneinander sitzenden Musketiere zu treffen, in die Grabensohle der Parallele mitten in die zusammengesetzten Gewehre der Kompagnie. Als das Hohlgeschloß krepierete, hob es einen mächtigen Erdtrichter auf, mit welchem die Trümmer einiger Gewehre und noch ein anderer großer Gegenstand hoch in die Luft flogen. Erst nach vollendeter Flugübung des Letzteren erkannte man, daß der wilde Kapriolen ausführende Luftschiffer eine Trommel war. Vollständig auseinander gerissen, war sie für immer verstummt.

Als die Kompagnie nach der Ablösung durch die Kantonnements der Gardelandwehrdivision und der eigenen Truppen marschierte, trug der betreffende Tambour die Trommelreste in einer sehr in das Auge fallenden Weise und erzählte jedem, der es hören wollte: „Durch meine Trommel schlug eine Bombe.“ Dies war zwar richtig; doch verschwieg er grundsätzlich, daß er die unglückliche Trommel



in dem gefährlichen Moment gar nicht getragen hatte. Beim Eintreffen eines neuen Instrumentes als Ersatz trennte er sich nur schwer von seiner invaliden Trommel. Oft wurde er später noch von seinen Kameraden genekelt und er soll ein Bild erhalten haben, welches ihn, zum Sturm schlagend in dem Augenblick darstellt, als eine feuerprühende Bombe seine Trommel durchlöchert. Er war übrigens ein braver Soldat und hat als Spielmann voll seine Pflicht im Felde erfüllt. Dabei hatte er mehr Glück als sein Freund, der Tambour Rümmele, dem in der Schlacht bei Velfort eine Granate nicht die Trommel, wohl aber den Kopf zertrümmerte und vollständig vom Körper riß.

**Sommerprossen.** Marie: „Man hat mir gesagt, Herr Doktor, daß durch Essen von Gurken die Sommerprossen verschwinden.“ — Doktor: „Unter einer Bedingung ja.“ — Marie: „Und die ist?“ — Doktor: „Daß sich die Sommerprossen an den Gurken befinden.“

**Krompte Antwort.** Lehrer: „Wie nennt man Jemanden, der nicht auf seinen Nutzen bedacht ist?“ — Schüler: „Einen Nichtsnutz!“

## Pferde-Dressur.

In meiner langen Dienstzeit — erzählte ein hochgestellter, durch seinen biederen Humor bekannter General — habe ich als Infanterist, das Schicksal vieler Kameraden teilend, manches mit meinen Pferden zum schweren Nachteil meines Geldbeutels zu erleben gehabt. Um mich billiger beritten zu machen, habe ich in früheren Jahren mit mehr oder minder guten Erfolgen wiederholt versucht, junge, direkt vom Züchter bezogene Pferde selbst zuzureiten.

Einmal hatte ich eine bildschöne Fuchsstute gefunden, die, obwohl etwas schwierig, schon anfang zu meiner Zufriedenheit zu gehen, bis sie eines Morgens an einer Brücke zu scheuen beliebte und trotz aller mit Ruhe und Geduld gegebener Hilfen stets kehrt machte und nicht dazu gebracht werden konnte, die Brücke zu betreten.

Ich wollte das junge Tier nicht forcieren, gab daher schließlich ausnahmsweise nach, ritt nach



Hause, gab die Fuchsstute ab und ließ meinen guten alten Braun, den bewährten Brotverdiener, satteln.

Mit diesem ritt ich sogleich an dieselbe Brücke und prügelte dort das treue, brave Tier — ich muß gestehen, ohne sichtbaren, wenigstens diesem verständlichen Grund, jagte es mehrfach über die Brücke hin und zurück, wobei es stets den Stock kräftig zu verkosten bekam und brachte den mißhandelten Braun dann bald wieder zurück.

Drei Stunden nach dem Mittagstall ließ ich die Fuchsstute noch einmal satteln und lenkte sie wieder nach der bekannten Brücke. Siehe da! — zwar etwas ängstlich, doch vollkommen willig überschnitt sie die Brücke, ging wohin ich wollte und verweigerte mir nie wieder den Gehorsam.

Wissen die Herren auch, warum sich das Pferd so plötzlich wieder fügte? Der alte Braun hatte während der Mittagspause seiner Freundin erzählt, was ihm heute passiert war. „Nimm dich nur in acht, wenn der Herr dich wieder an die Brücke reitet. Dort ist er heute total verrückt geworden und hat mich fürchterlich verhauen.“ Die Warnung des Stallgenossen hatte Wunder getan.

# Tief verschneit oder Groß-Muchelwitz auf der Saujagd.

Eine wahre Jagdgeschichte, passiert am 6. März 1909.

Es war Anfang März, wo man den Frühling schon bald erwartet, dennoch aber Feld und Wald und Berg und Tal noch tief verschneit dalagen.

Wo nicht gefüttert wurde, war das arme Wild auf jämale Kost gefekt. Denn nur hier und da ragten einzelne Spikes des Heidekrauts spärlich aus der weißen Schneedecke hervor.

Auch für die verhehnten Schwarzmittel war bei dem strengen schneereichen Nachwinter eine lerge Zeit hereingebrochen, wenn ihnen nicht eingeganges, verhungertes Wild ausnahmsweise auf kurze Frist zur Nahrung diente. Es gab eben bei der immer mehr sich häufenden Schneedecke bald nichts mehr zu brechen und zu beißen. Ein einsamer, grimmer Basse mußte wohl auch nichts mehr gefunden haben, denn er verließ eines Sonnabendnachts mittags den schützenden Wald, um einmal die Kartoffelnieten der Groß-Muchelwitzer Bauern zu revidieren. Es war ihm gelungen, unmittelbar am Dorfe aus einer Miete die edlen Knollen herauszubreden, und er ließ sie sich gut schmecken, als er

Wechsel des Keilers beobachtet und festgestellt worden, daß sich der Schwarzmittel in eine Schonung auf der Feldmark gesteckt habe. Auch von den Tapsferen, die es vorgezogen hatten, dem Kampfe von der Windmühle aus zuzuschauen, wurde dies bestätigt.

Nun galt es einen neuen Kriegsplan zu entwerfen. Der Amtsvorsteher, der eigentliche Pächter der Gemeindejagd, rief die Scharfschützen des Dorfes zusammen. Hierzu gehörten der Bürgermeister, der Gastwirt, der Schmied, der Tischler, der Wader und der Nachtwächter. — In der Dämmerung würde der Basse sicher den nahen Wald und wahrscheinlich die vorspringende didere Schonung zu erreichen suchen. Hier sollte ihm der Raß durch die Scharfschützen abgechnitten werden. Zwar hatten einige Bedenken, da die Dämmerung bereits stark vorgeschritten war und man dem börtigen Gesellen nicht ohne Vorsicht an der Schwarte bleiben durfte. Es wurde also beschlossen, daß sechs Schützen den Waldrand besetzen sollten, während



Er war vom Keiler überrannt worden.

der siebente der Fährte der Sau folgen sollte, um den Keiler den Schützen am Walde zuudrücken. Das Sengen- u. Mistgabel-Volk nahm als Spezialreserve hinter einem Hügel Aufstellung, um von dort aus den Verlauf der Jagd zu beobachten und im äußersten Notfalle mit der blanken Waffe einzugreifen.

Knzwischen war der Gastwirtsfrau aufgegeben worden, ein mächtiges Feuer anzuzünden, um den drei Zentner schweren Bassen noch heute am Spieße braten zu können. Denn ein Fehlschlagen des Kriegsplanes betrachtete man als ganz ausgeschloffen, zumal 7 Scharfschützen aufgeboden waren.

Der Mond schaute bereits über die Wipfel des Waldes und beleuchtete das künftige Schlachtfeld, auf dem man 6 einzelne Gestalten mit Abhand am Waldsaume entlang schnüren sah. Tiefe Stille! — Nur hin und wieder hörte man hinter dem Hügel bei der Mistgabelreserve einige leise Seufzer und sah hie und da einen Kopf über der Schneehaube emporstehen, der aber schnell wieder verschwand. — Da plötzlich — bumm, bumm, bumm, krach — hallte es über das bleiche Feld vom Walde her. Nun kam Leben in das tafsere Heer. — Der Nachtwächter, der als erster am weitesten am Waldbrande vorgeschritten war, schrie mit bebender Stimme: „Die Sau, die Sau!“ — dann flog er in die Luft, überschlug sich und sauste rücklings in den Schnee, wobei sich vier Läufe entluden, nämlich die zwei seiner Flinte und seine beiden eigenen, die man allein noch von ihm aus dem Schnee emporragen sah. — Er war vom Keiler überrannt worden. Und bevor er noch vom Schieß-

hineingetrieben werden, wo es, so glaubte man, der dort aufgestellten Spezial-Mistgabel-Reserve ein Leichtes sein werde, ihn abzuforkeln. So geschah es. Nachdem die Kungehung in weitem Vogen ausgeführt war, wurde Front gemacht und auf den Schwarzmittel zugehritten. Und richtig, er nahm das Dorf an und sauste in voller Flucht die Dorfstraße entlang, deren Ende die Mistgabelgarde besetzt hielt. Mit heillosen Kriegsgeheul wurde er empfangen, und alles hieb und stach auf ihn ein. — Ein wüster Knäuel. — Man sah den Schnee stehen und hier und dort einen Forkler in hohem Vogen topfüber in den Schnee fliegen. Plötzlich brach der siegreiche Keiler aus dem Knäuel hervor und verließ ohne Schaden genommen zu haben im Schweinsgalopp das ungarliche Dorf — seinen wütenden Verfolgern nur noch mit dem Würzel winkend. Er war gesund. Aber in dem Knäuel waren mehrere Krieger durch Speerstiche ein-, zwei-, drei- und vierfach verwundet, je nach der Zinkenzahl der Gabel.

Fort war die Wildsau. — Von einem Schneiderlein jedoch, das sich beim Dorfgefecht etwas rückwärts auf einer Kastanie postiert hatte, war der

der siebente der Fährte der Sau folgen sollte, um den Keiler den Schützen am Walde zuudrücken. Das Sengen- u. Mistgabel-Volk nahm als Spezialreserve hinter einem Hügel Aufstellung, um von dort aus den Verlauf der Jagd zu beobachten und im äußersten Notfalle mit der blanken Waffe einzugreifen.

Knzwischen war der Gastwirtsfrau aufgegeben worden, ein mächtiges Feuer anzuzünden, um den drei Zentner schweren Bassen noch heute am Spieße braten zu können. Denn ein Fehlschlagen des Kriegsplanes betrachtete man als ganz ausgeschloffen, zumal 7 Scharfschützen aufgeboden waren.

Der Mond schaute bereits über die Wipfel des Waldes und beleuchtete das künftige Schlachtfeld, auf dem man 6 einzelne Gestalten mit Abhand am Waldsaume entlang schnüren sah. Tiefe Stille! — Nur hin und wieder hörte man hinter dem Hügel bei der Mistgabelreserve einige leise Seufzer und sah hie und da einen Kopf über der Schneehaube emporstehen, der aber schnell wieder verschwand. — Da plötzlich — bumm, bumm, bumm, krach — hallte es über das bleiche Feld vom Walde her. Nun kam Leben in das tafsere Heer. — Der Nachtwächter, der als erster am weitesten am Waldbrande vorgeschritten war, schrie mit bebender Stimme: „Die Sau, die Sau!“ — dann flog er in die Luft, überschlug sich und sauste rücklings in den Schnee, wobei sich vier Läufe entluden, nämlich die zwei seiner Flinte und seine beiden eigenen, die man allein noch von ihm aus dem Schnee emporragen sah. — Er war vom Keiler überrannt worden. Und bevor er noch vom Schieß-

prügel Gebrauch machen konnte, war das Unglück geschehen.

Alles strömte herbei. Aber mein Nachtwächterlein rührte sich nicht mehr. Manah einer fragte sich bedenklich hinterm Ohr. „Von der Sau erschlagen“ — murmelte man. — Und als man ihn an den Ständern aus dem Schnee ziehen wollte, fing er jämmerlich zu schreien an, bis er mit den Augen das Mondlicht wieder erblickte. „Ja, is je denn furt?“ „Wer?“ „Na die Sau!“ „Ja, alles furt un ganz gesund.“ — Da sprang der tapfere Nachtpolizeimann wieder auf die Läufe; auch ihm war weiter nichts geschehen, als daß ihm beim Salto mortale der Hosenboden quer herüber geplagt war. — Man hatte dessen Reißer für mehrere Schüsse gehalten. Jagd vorbei. Halali! —

Nur einer war zu Schaden gekommen — mein Jägerburche Frits. Er wollte sich nämlich am genannten Sonnabend vom Bader in Groß-Muckelwitz einen Zahn ziehen lassen. Der Bader war im Walde, um Holz zu fällen und wurde grade zur Saujagd geholt, machte diese erste, wie vorstehend beschrieben, mit, und kam dann nach der Jagd aufgereggt, zitternd und bebend zu seinem Patienten Frits. Immer noch den wilden Keiler vor Augen sehend, riß er natürlich dem Frits einen falschen Zahn aus und den halben Wadenknochen dazu. So war Frits der einzige, der bei der Saujagd zur Strecke kam. Jagdhaus Bernsee.

Abgedruckt mit der Erlaubnis der Redaktion der Zeitschrift des „Allgemeinen Deutschen Jagdschuß-Verains“ Berlin.

## Das Mammutchen.

Humoreske von Thea von Harbou.

„Z zum Teufel!“ schrie Baron Kanth vom Bod herunter, daß das ganze Ansfelder Lahnhöfchen dröhnte. „Trumpff, was machen Sie denn hier?“ Der junge Offizier, der eben mit der Bimmelbahn aus der Garnison gekommen, trat an den Wagen und drückte seinem Bekannten die biedere Landwirtschaftshand. „Tag, Kanth — ich möchte Fräulein von Ansfelde meinen Besuch machen.“ „Was, das Mammutchen wollen Sie besuchen?“ „Da haben wir ja fast den gleichen Weg! Na, denn rauf auf den Bod, so! — und nun sagen Sie 'mal, Trumpff-chen, was Sie bei dem Mammutchen wollen!“ „Erlauben Sie“, meinte Trumpff konsterniert, „ich glaube, wir sprechen von ganz verschiedenen Dingen!“ „Z bewahre!“ strahlte Kanth siegesicher, „wir sprechen alle beide von unserer verehrten Herrin, von Ansfelde, deren Gutsnachbar zu sein ich die Ehre habe! Das ist ein Staatsfrauenzimmer! Alle Achtung! Die hat das alte Ansfelde hochgewirtschaftet, daß es eine Freude ist! Der fetteste Weizenboden weit und breit — kolossale Milchwirtschaft, viermal preisgekröntes Rindvieh, — ja, ja, von dem Mammutchen kann man lernen! Sogar Stat kann sie, — großartig was?“ „Phänomenal!“ murmelte Herbert von Trumpff, am Rande einer Ohnmacht. „Wie sieht Fräulein von Ansfelde denn aus?“ „Na, wissen Sie, — so'n bißchen ins Riesenhafte. Das hat ihr ja den Rosenamen eingebracht. Halben Kopf größer wie ich. — Ja! Hat auch 'ne prachtvolle Vahstunne und einen kleinen Bart, und links von der Nase ein Wäzchen, aber das stört nicht!“ „Natürlich nicht!“ beilte sich Herbert von Trumpff zu versichern. „Und wie alt?“ „Das ist 'ne kitzliche Frage! Sagen wir, unter Brüdern, dreißig gewesen!“ Baron Kanth störte mit der Peitsche eine Bremse auf. „So, da geht nun Ihr Weg ab nach Ansfelde. Es ist eigentlich verboten, aber wenn Sie einer erwischt, sagen Sie nur, ich hätte Sie hingeschickt! — Sie sind wohl n

bischen tipprig, was? Lassen Sie sich vom Mammutchen selbstfabrizierten Kornschnaps geben, das versteht sie wie keine zweite. — Und schönen Gruß ans Mammutchen!“ schrie er noch über die Schulter zurück, während die Pferde anjogen. „Danke!“ antwortete Herbert von Trumpff dank jener Erziehung, die den Menschen auch in der verzweifeltsten Situation unter das Gesetz der Höflichkeit beugt. Und das war, weiß Gott, die entseztliche, in die er Zeit seines Lebens geraten war, denn das Mammutchen sollte er heiraten!

Ganz klar und unumstößlich stand es in seines Onkels Testament: „Ich hinterlasse meinem Nefen Herbert, Freiherrn von Trumpff, das Schloß und Rittergut Trabach-Ansfelde, das bis zu meinem Tode sich im Besitz meines Patenkinde, Fräulein Renate von Ansfelde, befindet — sowie die Summe von 80 000 Mark — unter der Bedingung, daß er Fräulein von Ansfelde heiratet. Sollte er diese Bedingung nicht erfüllen, so fällt Trabach-Ansfelde an Renate, das Geld an die Familienstiftung.“ Was Herbert von Trumpff bei der ersten Lektüre dieser Klausel zum Himmel hinaufschickte, will ich nicht wiederholen. Am liebsten hätte er unter diesen Umständen überhaupt verzichtet. Aber dann kam die Ueberlegung, und der unheilige Mammon grinst ihn an. Einmal aus aller Misere herauszufeln — ein schönes Heim, ein edles Pferd besitzen, dann und wann einen Anflug in irgend ein Paradies der Erde machen können, . . . der Teufel siegte und Herbert von Trumpff machte sich auf, den lebendigen Schlüssel zu all diesen Möglichkeiten in Augenschein zu nehmen. Und nun! Da blieb er doch lieber in seiner Kaserne bei Blutwurst und Selterwasser und lernte die Schönheiten der Erde im Mandvergelände kennen! Mit diesem heroischen Entschluß bog Trumpff um eine Ecke und . . .

„Himmel — ein Leutnant!“ erklang es vor ihm im Tone der heitersten Ueberraschung, und vor dem



„Himmel — ein Leutnant!“

also Begrüßten stand das herzigste aller Wesen, die je ein weißes Sommerkleid und Mohnblüten im Gürtel getragen. Trumpff wenigstens, dessen geängstigte Phantasie nur noch Mammutchen hervorbrachte, starrte sie so fassungslos überwältigt an, daß die junge Dame Zeit fand, sich vor ihrem eigenen Erstaunen zu erholen. Sie hob die rechte Hand mahnend empor, gab sich alle Mühe, ihr sonniges Gesichtchen in ein Paragraphezeichen zu verwandeln und sagte: „Das Betreten dieses Weges ist bei 10 Mark Strafe verboten!“ Zum Glück erinnerte sich der Ertrappte seines Passwortes und entgegnete darum mit einer tiefen Verbeugung: „Ich beschwöre die hohe Schutzgöttin dieser Flur, einem irrenden Fremdling zu verzeihen, zumal Baron Kanth mir versprach, ein gutes Wort für mich einzulegen.“ „Was, Baron Kanth?“ rief der kleine Gesetzesparagrah und verwandelte sich schleunigst in ein lachendes Menschlein. „Dann gebe ich Baron! Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß dieser Weg nur in den Schloßgarten von Ansfelde führt.“ „Das wäre auch so ungefähr mein Ziel!“ schloß Trumpff lächelnd. Die junge Dame sah ihn prüfend an, und auf einmal schoß ihr eine glühende Röte in das Gesicht: „Dann sind Sie am Ende gar . . . nein!“ „Freiherr von Trumpff,“ ergänzte der junge Offizier und schlug die Haden zusammen. „Ach, wie schade!“ war die rätselhafte Konsequenz davon.

Trumpffs hübsches, sonnenverbranntes Gesicht hat durchaus keine Personifikation des menschlichen Geistes. „Meine Gnädigste,“ begann er, aber sie unterbrach ihn: „Bitte, seien Sie mir nicht böse! Ich bin das enfant terrible von Ansfelde und kann nie zur rechten Zeit den Mund halten! Kommen Sie — jetzt führe ich Sie selbst die schönsten Parkwege, — Sie werden nämlich — gewissermaßen — erwartet auf Ansfelde!“ „Natürlich!“ dachte er, langsam an ihrer Seite weiterschreitend, „sie weiß ja ebenjotut wie ich von dem Testament. Nun gibt's keine Rettung mehr! — War es nun notwendig, daß mir jetzt dieses süße Geschöpf in den Weg kommt?“ Er seufzte so ehrlich auf, daß seine Führerin ihm die lachenden Augen zuwandte. „Sie haben wohl etwas verloren, daß sie so ernsthaft auf den Boden gucken?“ fragte sie mit so lachendem Gesicht, daß Trumpff auf dem besten Wege war, allerdings etwas zu verlieren, was momentan gar heftig unter der linken Uniformhälfte kloppte. „Nein!“ antwortete er tragiisch. „Aber mein gnädiges Fräulein, hat schon einmal der Versuch neben Ihnen gestanden, Ihnen alle Herrlichkeiten der Erde gezeigt und dazu gesagt: „Das alles will ich Dir schenken, so du niederkniest und ein vorjündflutliches Gebilde anbetest?“ „Nein,“ bekannte der herzige Kobold mit einem unwillkürlichen Blick nach der Stirn ihres Begleiters. „Sintemalen meine Begriffe von gesagten Gebilden etwas bager Natur sind. Ich kenne eigentlich nur eines!“ fuhr sie lachend fort. „Und das heißt hierzulande das Mammutchen!“ „Nun eben!“ nidte Trumpff unvorsichtig. Die junge Dame sah erst ihren Schilling wieder sehr prüfend an, dann schien sie zu begreifen, — und brach in ein Lachen aus. Ein feiner Beobachter hätte wohl auch ein gut Teil Befremdung und Erlösung herausgehört, — aber Trumpff war viel zu perplex dazu! Strahlend vor Vergnügen bot sie ihm die Hand. „So, da sind wir! Dort der Hauptweg führt Sie am schnellsten ins Schloß, — ich will Sie nur Fräulein von

Ansfelde melden, — sie wird wohl im Kuhstall sein! Auf Wiedersehen!“ Sie huschte fort und er hörte noch aus der Entfernung ihr jubelndes Lachen. Wie ein Wirbelwind flog sie durch den stattlichen Gemüsegarten und in den Kuhstall, wo sie das Mammutchen auch wirklich fand.

„Ach Tantchen! Ach Tantchen!“ rief sie atemlos und warf sich der Flügelmannsfigur des Mammutchens an die Brust — „ach, das ist ja zu einzig! Denke Dir nur, er will Dich — Dich heiraten! Ach Tantchen!“ „Du bist wohl toll, min Deern!“ rief das Mammutchen im tiefsten Bass. „Wer will mich heiraten?“ „Herbert von Trumpff! Ach Gott, ich kann ja nicht mehr lachen! Er hält Dich für — Du weißt doch! Das verwünschte Testament! Nun denkst er, Du seist die Menate, die er heiraten soll!“ Das Mammutchen fiel vor Lachen beinahe seiner Lieblingsstuh in den Futtertrog. „Nun schlag aber wirklich einer den Teufel tot!“ schrie sie. „Wer hat ihm denn das weisgemacht? Der arme Junge! Nun schwitzt er wahrscheinlich



„Lamm“ her, Wol'junge!“

Blut in dem Gedanken, daß er mich heiraten soll! Aber schadet nichts, min Deern, schadet gar nichts! Jetzt wollen wir Deinen Herbert ruhig bei dem Gedanken lassen! Wenn er Deine Tante sieht und macht ihr dann noch einen Antrag um des Geldes willen, da kannst Du noch eine Lobhymne singen, daß Du ihn nicht gekriegt hast. Nimmt er Dich aber, wie Du bist, als mein armes Nichtchen, na, dann . . . Menatens junge Lippen schlossen ihr den Mund. „Dummes Mädel!“ sagte das Mammutchen. „Also nun auf in den Kampf!“

Den Einladungen des Mammutchen zu widerstehen, war ganz unmöglich. Herbert von Trumpff weilte seit drei Tagen auf Ansfelde und befand sich immer elender dabei. Von dem Testament und seinen Bedingungen fiel kein Wort, wie durch stillschweigende Uebereinkunft beider Teile. Die Schönheiten des wundervollen, alten Besitzes, die er, völlig ungestört seinen Neigungen folgend, genießen durfte, waren nur eine Folie für Menatens taufrische Lieblichkeit und für das Mammutchen dazu.

Es war wahrhaftig nicht leicht, das Bewußtsein zu haben, du kannst dir dieses irdische Paradies mit einem Worte anschließen — und dies Wort nicht zu sprechen. Es war am Abend des vierten Tages und die beiden jungen Menschen saßen allein auf der riesigen Veranda. Das Mammutchen hatte sie sich meistens selbst überlassen, da sie die Ueberzeugung hegte, alle unglücklichen Ehen kämen nur davon, daß sämtliche Vagen und Ruhmen beständig dem jungen Paare sozusagen auf dem Nacken knieten, um ihnen die Gelegenheit, sich rechtzeitig kennen zu lernen, so gründlich wie möglich zu verbauen. „Gnädiges Fräulein,“ begann Trumppf mit einer ganz leichten Anstrengung, „morgen Abend läuft mein Urlaub ab. Ich sehe Sie möglicherweise nicht mehr allein, und habe Ihnen doch sehr viel zu sagen. Darf ich es jetzt tun?“ Sie neigte bejahend den Kopf, fand aber keine Antwort. „Sie wissen sicher um das Testament meines Onkels und um seine Bedingungen,“ fuhr er fort und gab sich redliche Mühe, nicht immer auf ihr Köpfchen zu schauen, das vom Lampenlicht eine Gloriole erhielt. „Ich wurde vor eine Alternative gestellt, wie sie zwingender und folgenschwere kaum sein könnte — und ich bin mir klargeworden. — Die Hand aufs Herz — leicht fiel es mir, ehrlich gesagt, nicht! Denn niemand weiß besser, als ein armer Leutnant, daß Armut nicht glücklich macht und Reichthum nicht schändet. Aber selbst wenn ich gewollt hätte von Anfang an — jetzt kann ich einfach nicht mehr. Seit Sie mir da im Felde begegneten, wußte ich, daß ich gegen mich selber nicht fechten könnte — und noch weniger gegen Ihre liebes Köpfchen. Also mag Ihre Tante ruhig die lebenslange Besitzerin von Ansfelde werden, wenn Sie mir sagen . . . daß Sie versuchen wollen, mich so lieb zu haben, wie ich Sie lieb habe, wenn Sie als tapfere Soldatenbraut es mit kleinen Verhältnissen — und einer großen Liebe wagen wollen!“

Renate hatte sich ganz in den Schatten verzogen. „Sie wollen also von Ansfelde wirklich garnichts

wissen?“ klang es mit sonderbarer Grabesstimme aus ihrer Ecke heraus. „Ich will kein Ansfelde, — ich will nur Sie!“ wiederholte er. „Ach, mein lieber Herr von Trumppf!“ wehklagte der Schelm, „daraus kann nie etwas werden! Ich kann mein liebes Ansfelde doch nicht abbrennen lassen — und es gehört doch nun einmal zu mir!“ „Was!“ schrie er und sprang auf, und da sie in einer Ecke saß, konnte sie ihm beim besten Willen nicht ausweichen. „Du, — Du bist die Herrin von Ansfelde? Und hast mich in diesem Hegefeuer tagelang gelassen und zugehört, wie — Renate!“ „Ich kann doch nichts dafür!“ verteidigte sie sich und trodnete sich die Tränen aus den Haselaugen. „Du wolltest ja garnichts von mir wissen, Du hattest es ja auf das Mammutchen abgesehen!“ „Ach Renate!“ Und nun hatte er sie in den Armen und küßte sie halbtot. „Herrgott, soviel Glück auf einmal, — das erträgt kein Mensch! Ich muß wahrhaftig dem Mammutchen einen Kuß geben!“ Da räusperte sich jemand im Garten, mit einer Vehemenz, wie sich eben nur ein Mammutchen räuspern kann. Und dann sagte eine mächtige Bassstimme: „Kommt her, Goldjunge! Bist der einzige Mann, der sich rühmen kann, vom Mammutchen einen Kuß gekriegt zu haben. Aber Du verdienst ihn! — So, da ist die Bowsle, — proßt, Kinnings, das erste Glas dem guten, alten Onkel samt seinem verrückten Testament!“ Und das Lachen der beiden jungen Menschen und der Dreiklang der Gläser gab einen schönen Akkord.

Lehrer: „Was versteht Du unter Selbstverleugnung?“ — Rudi: „Wenn einer um Geld kommt und der Papa läßt sagen, er sei nicht zu Hause!“

Zu dunkel. Mutter: „Im Speiseshrank lagen zwei Äpfel, Tommy. Jetzt ist nur einer drin. Wie kommt das?“ — Tommy: „Mama, es war so dunkel im Schrank, daß ich den anderen nicht sehen konnte.“

## Max und Moritz.

Humoreske von H. v. d. Gruben.

Max und Moritz hießen sie und machten ihrem Namen alle Ehre. In unzertrennlicher Freundschaft gingen sie aneinander, freuten sich der Schönheit dieser Welt in nie getrübler Laune und erheiterten die Umgebung durch ihre Einfälle und Dummheiten. Beide hatten es auf der sozialen Rangleiter bis zum königlichen Junker gebracht und zwar bei demselben Regiment.

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen; auch Max und Moritz hatten einen dreitägigen Urlaub erbeten und erhalten.

„Machen Sie ausnahmsweise keine Streiche,“ sagte der älteste Oberleutnant zu ihnen, dem die Aufsicht über den jungen Nachwuchs des Offizierskorps oblag.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ erwiderte das Freundespaar wie aus der Pistole geschossen und machte Dienstgesichter mit großen, unschuldigen Rändern.

Am nächsten Morgen, schon bei Tagesanbruch, standen Max und Moritz im Radfahrerzivil auf dem Kasernenhofe. Da sie ihren kurzen Urlaub

zu einer größeren Tour benutzen wollten, so war es ihnen erlaubt worden, diese Kleidung anzulegen.

Wohlbehalten, wenn auch etwas müde, trafen sie gegen Mittag in einem kleinen Marktfleder ein, der in einem weltfremden Winkel, weit entfernt von Eisenbahn und Touristenwegen, gelegen war. Auf dem Marktplatz stiegen sie ab und sahen sich mit neugieriger Bewunderung um.

„Da drüben, hinter den beiden niedrigen Läden, liegt die Ortsneipe, scheint es,“ sagte Max nachdenklich. „Weißt du was, wir bleiben die Nacht hier!“

Ein Widerspruch erfolgte nicht, und so stolperten sie über einen vorstintflutlichen Minniein hinweg, dem Gathhaus zu.

Sie betraten einen niedrigen Parterreräum, in dem ein frischgestrichener Schanftisch und ein altersschwaches Billard standen. Bei ihrem Erscheinen erhob sich eine schnaufende Fettmasse aus dem Korbstuhl am Fenster, der Wirt, dessen umfangreichen Leib eine weiße Schürze umschloß.

„Können wir hier wohnen?“ fragte Moritz in schnarrendem Ton.

„Jo—a,“ lautete die unendlich langsame Antwort des Wirtens. „Ein Zimmer ist wohl da, aber nur ein Bett. Das andere Zimmer ist von dem Kandidaten besetzt, der morgen seine Probepredigt hält.“

„Können Sie nicht eine zweite Schlafgelegenheit besorgen?“ fragte Max, denn er war der Jüngere und wußte, daß ihm der selbstlose Freund sicherlich das Bett nicht abtreten würde.

„Ich könnte Ihnen das Sofa aus dem Herrenstübchen heraufstellen lassen,“ erwiderte der Wirt bedächtig.

Die Freunde setzten sich zu einer ausgiebigen Mahlzeit nieder. Das Essen war vortrefflich, der Wein miserabel.

„Das Zeug schmeckt wie Vitriol mit Spülwasser,“ knurrte Max und bestellte eine Flasche Champagner.

Nun kam plötzlich Leben in den Wirt. Die Bestellung eines solchen Edelweines kam selten genug bei ihm vor, und er war im ersten Augenblicke geneigt, seine Gäste für Hochtapler anzusehen. Aber ihre vergnügten Gesichter beruhigten ihn. Er zerbrach sich den Kopf nach Nam' und Art der beiden Jünglinge.

Max trug quer über der Stirne eine tiefe Narbe, die er sich im Kadettenkorps durch einen

Sturz beim Turnen zugezogen hatte. Er liebte es, dieses Wahrzeichen seines Gesichtes als das Andenken an eine Mensur zu erklären, und gab sich bei solcher Gelegenheit gern als gewesener Korpsstudent aus. Als daher der Wirt seine Neugierde nicht länger zügeln konnte und ihnen nach dem Käse das Fremdenbuch vorlegte, hatte Moritz in der Sekt-

stimmung einen sehr gefährlichen Gedanken. Mit kühnem Federzuge malte er einen Namen möglichst unleserlich auf das grobe Papier und setzte unter die Rubrik: „Stand oder Gewerbe“ ein stolzes „Dr. med.“ Max trug sich mit vorsichtiger Miene als „stud. jur.“ ein.

Der Wirt las die Zeilen und machte unwillkürlich einen ehrfurchtsvollen Bückling.

Nach einer Weile suchten die beiden Unzertrennlichen ihr Zimmer auf, denn sie sehnten sich nach einem Nachmittagschläfchen. Da das Bett eine genügende Breite besaß, lagen sie bald in Hemdsärmeln friedlich nebeneinander.

Aber was war das?! Im Nebenzimmer raunte Jemand wie besessen auf und ab und störte durch sein Gepolter den Schlaf der Müden. Gleichzeitig ertönte der Klang einer pathetischen, etwas weinerlichen Stimme. Die Junker lauschten und saßen sich fragend an. Endlich bligte ein Strahl des Verjehens in den Augen des Älteren.

„Du, Max,“ flüsterte er, „das ist der Kandidat, der seine Predigt für morgen einübt!“

Der andere begann, die Wand mit Eifer zu bearbeiten. Der Schritt nebenan stockte, die Stimme schwieg.

Am Spätnachmittage wurden die Freunde durch ein Gespräch geweckt, das dicht vor ihrer Türe geführt wurde.

„Herr Wirt, ich halte es gar nicht länger aus,“ klagte eine Stimme. „Beschaffen Sie mir einen Doktor, beschaffen Sie mir einen Doktor!“

„Das ist unmöglich,“ antwortete hierauf der Gastwirt. „Der Herr Kreisarzt ist verreist.“

Dann verflangen die Stimmen in der Richtung nach dem Nebenzimmer.

Plötzlich klopfte es laut an die Tür der Freunde, und der Wirt trat mit tiefer Verneigung ein.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor,“ jagte er schüchtern. „Hier nebenan haben wir einen Kranken, und der Herr Kreisarzt ist abwesend. Wenn der Herr Doktor die große Güte haben wollten —“

Max wendete sich der Wand zu, um seine Heiterkeit zu verbergen, während Moritz würdevoll vom Bette aufstand.

„Ich habe allerdings meine Instrumente nicht bei mir,“ log er mit erstaunlicher Sicherheit, „aber ich werde zu dem Herrn hinübergehen.“

„Am Gottes willen, was machst Du jetzt?“ lachte Max.

„D — das ist doch nicht so schwierig,“ entgegnete der falsche Doktor. „Ich mache es wie der Assistenzarzt bei den Revierkranken in der Kaserne. Das habe ich oft zu beobachten Gelegenheit gehabt.“



Max und Moritz auf Urlaub.

Einige Augenblicke darauf betrat er das Zimmer des Kranken. Ein blaffer Mensch trat ihm mit wehleidiger Miene entgegen.

„Herr Doktor, wie schön von Ihnen, daß Sie kommen,“ jammerte der Arme. „Mir geht es zu schlecht.“

„Hu,“ brummte Moritz, nahm seine Uhr heraus und faßte den Puls des Leidenden. Gleichzeitig

zog er die Stirne in Falten.

„Und daß mir das gerade heut' passieren muß,“ klagte der Kandidat mit großer Gesprächigkeit weiter. „Wo ich morgen —“

„Wo tut es Ihnen weh?“ unterbrach Moritz, jedes Wort gewichtig betonend.

„Ich hab' Leibschmerzen den ganzen Tag, und es wird immer ärger.“

„Was haben Sie im Laufe des heutigen Tages genossen?“ fragte Moritz nach kurzem Ueberlegen. Angesichts seines Opferlammes hatte er seine ganze Unverschämtheit wiedergewonnen.

„Nichts hab' ich essen können.“

Der Junker sah ein, daß er etwas verschreiben mußte.

„Es ist nicht nötig, daß ich Ihnen ein Rezept schreibe,“ erklärte er aufstehend. „Lassen Sie sich eine Flasche Ricinusöl holen und nehmen Sie viertelstündlich einen Löffel, bis es wirkt.“

„Ricinusöl!“ rief der Probepastor entsetzt.

„Ricinusöl,“ bestätigte Moritz, „ist das beste.“

Mit diesen Worten verließ er sein Opfer. Max, der gehorcht hatte, empfing ihn voll türkischer Freude. Dann machten die beiden Freunde einen Abendspaziergang, um das Nest kennen zu lernen. Die Dunkelheit war schon niedergesunken, als sie den „blauen Affen“ wieder betraten.

Mit etwas schlechtem Gewissen fragte Moritz den Wirt nach dem Befinden des Patienten.

„Vortrefflich, vortrefflich, Herr Doktor,“ entgegnete der Wirt mit Ehrfurcht. „Zuerst hat er ja sein Zimmer ein paar mal verlassen müssen, aber nun liegt er im Bett und schläft, daß man es auf der Treppe hört.“

„Das hab' ich mir gedacht,“ antwortete der Spießbube stolz und begann ein Gespräch mit dem Bürgermeister und dem Postsekretär, die soeben zum Abendschoppen erschienen waren.

Mitternacht war schon vorüber, ehe sich die Gaststube leerte. Nun wurde unter persönlicher Leitung des Wirtes das Sofa in das Gastzimmer der Junfer befördert, und bald lagen die beiden in tiefem Schlaf. —

Fastiges, fast angstvolles Pochen ließ sie plötzlich emporschrecken. Moritz entzündete das Licht und sah nach der Uhr: Halb drei!

„Herr Doktor, Herr Doktor,“ flüsterte der Wirt. „Wenn Sie die Güte haben wollten — der Herr Postsekretär, mit dem Sie heute Abend zusammensaßen, schickt her. Beim Schneidermeister Pieper, der bei ihm im Hause wohnt, meldet sich der Storch! Und da doch der Herr Kreisarzt —“

Die beiden Freunde sahen sich entsetzt in die Augen.

„Was sollen wir machen,“ unterbrach Moritz. „Bei der braven Schneiderfrau komme ich mit Nicotinsäure nicht aus.“ Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt.

„Beeile Dich, steh' auf, zieh' Dich an!“ kommandierte er. „Wir müssen uns aus dem Staube machen, oder wir sind verloren.“

In wenigen Minuten standen beide reisefertig bei ihren Kägern.

„Mein Freund begleite mich, falls etwas zu besorgen ist,“ erklärte Moritz, während der Wirt umständlich die Wohnung des Schneidermeisters beschrieb.

May und Moritz führten ihre Maschinen auf das holperige Pflaster hinaus, sprangen in die Sättel und sausten davon.

„Meine Herren, Sie fahren in der falschen Richtung,“ schrie der Wirt ihnen nach, aber schon war das laubere Pärchen in der Nacht verschwunden.

Der älteste Oberleutnant des Regiments saß gerade beim Morgentkaffee, als ihm die beiden Junfer gemeldet wurden. Nichts gutes ahnend, empfang er sie und musterte er staunt ihren verstaubten Radfahrzug und ihre blaffen Gesichter. Ehrlich, ohne etwas zu verschweigen, aber sichtlich von Gewissensbissen gefoltert, meldete Moritz die Ergebnisse der unterbrochenen Pfingstreife. Der Leutnant wandte sich hastig ab und biß die Lippen zusammen.

„Das geht doch über die Hut schnur,“ sagte er endlich und faltete krampfhaft die Stirne. May und Moritz sahen ihren Vorgesetzten hilflos an. Sie hatten sich nicht getäuscht, der gute Oberleutnant fühlte ein menschliches Mitleiden.

„Sichert Euch auf Eure Stube und wartet das weitere ab,“ schnauzte er die beiden Sünder an.

Dann aber ließ er sich den Krämpferwagen kommen und fuhr davon.

Am nächsten Mittage standen May und Moritz zähneklappernd vor dem Oberleutnant, der sie zu



sich beschieden hatte.

„Es ist noch einmal gut abgelaufen,“ meinte er, „obgleich ich alle Mühe hatte, den beleidigten Bürgermeister zu befriedigen. Der Wirt freilich hat die Rechnung mit doppelter Kreide geschrieben, und das ist Ihnen recht gesund. Wollen Sie aber den eigentlichen Grund wissen, weswegen ich noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen will? Ihr Kadidat hat seine Predigt bei voller Gesundheit gehalten, und die Frau Schneidermeister ist von Zwillingen genesen!“

## John Hunters Brautfahrt.

Humoreske von Ther. v. Garbou.

„Lieber Pa! Wenn du mir schriftlich und an Eidesstatt erklärst, daß du mich mit deinem Heiratsprojekt verschonen willst, kehre ich nach dieser kleinen europäischen Spritztour zu dir zurück. Briefe zu Teiler u. Braun, Hamburg. Dein gehorsamer Sohn John.“

Als John Hunter diese Karte geschrieben hatte, sagte er: „Das ist nun zwar die höhere Ironie, aber da sieht er gleich, wozu es führen kann, wenn ein Vater seinen Sohn partout ins Unglück stürzen will! Mich zu verheiraten — Gott bewahre! Und noch dazu mit einer Deutschen, die, um das Maß voll zu machen, auch noch Isabella heißt! Soviel

Zeit habe ich ja gar nicht, um den Namen alle Tage auszusprechen!“

Er streckte seine langen Glieder in den bequemsten Stuhl, der auf Deck in seinem Bereich stand, und beobachtete mit dem Behagen eines Menschen, der ba banque gespielt und gewonnen hat, wie der Hafen von Newyork mit der riesigen Freiheitsstatue ins Meer verjant, — bis das letzte Rauchwölkchen eines flinken, kleinen Kutters in Dunst zerflatterte. Dabei kam er ins Träumen, was ihm ab und zu passierte. Das war so ein Erbteil seiner deutschen Mutter.

„Möchte wissen,“ dachte er, „ob wir wirklich da drüben in dem alten, häßlichen Hamburg landen werden, oder unterwegs bei einer Insel der Seligen vor Anker gehen. Ist mir übrigens ganz egal!“



Wenn ich nur dem Frauenzimmer mit dem unmöglichen Namen nicht begegne! Ich sehe sie förmlich: lang, blond, dürr, mit niedergeschlagenen Augen und einer Stimme wie eine Maus, — und zu allem sagt sie: „Ja, Papa! — Wie du willst, Papa!“ — Selbst wenn es sich darum handelt, sich fürs ganze Leben an einen Mann zu binden, den sie gar nicht kennt, — nur weil ihr und mein Vater drüben im alten Lande dieselbe Schulbank gedrückt haben. Gott bewahre mich, — ich will doch keinen Automaten! — Ich will eine Frau . . . das heißt, ich will auch keine Frau, — meine Ruhe will ich haben!“ Und mit dieser etwas gewaltsamen Logik schloß John Hunter die Augen, faltete die Hände über dem Magen und ließ sich vom Rhythmus des Schiffes wiegen. Keine fünf Minuten lag er so, und war eben an der Grenze des verdämmernden Bewußtseins angelangt. Da flog neben ihm hinter dem Sonnensegel, das wie ein Zelt bis zu den Pflanzen niederfiel, ein Buch oder so etwas Ähnliches zu Boden, und eine helle, vergnügte Stimme sagte: „Daß das nur liegen, Schwesterherz! Ich bin viel zu fidel, um lesen zu können! Herrgott, Kinder, ist mir wohl! So, als hätte ich eine ganz tolle Schlacht gewonnen.“

„Eigentlich geht die Schlacht aber erst los!“ antwortete jemand, den sich John Hunter sofort mit einem Madonnenscheitel vorstellte

„Ach, Lisi, — sei kein Frosch! Im Grunde freust du dich gerade so wie ich, daß ich der Gesellschaft da drüben ein Schnupfen geschlagen habe. Mich so verschachern zu lassen, — psui Pudel! Lieber wandere ich nach Indien aus!“

„Ein Prachtmädel!“ sagte John Hunter.

„Aber Ja, Ja, — was wird dein Vater sagen? mahnte die andere lachend.

„Vorerst werde ich ihm einmal etwas sagen!“ rief die gereizte Sünderin, und der laufende Kohn

sah im Geist ihre Augen blitzen. „Höre, Väterchen!“ werde ich ihm sagen, „wenn du die Illusion hegst, daß ich zu allem Ja und Amen sage, was du und dein verrückter alter Freund in Boston ausbrüten, dann ist das eben eine Illusion! Da kennst Ihr meines Vaters Einzige sehr schlecht. Ich hab' dich lieb, aber das kannst du nicht verlangen, daß ich um deiner Schulfreundschaft willen einen Mann heirate, der gar kein Mann ist, der kein Herz und kein Gemüt hat! Denn sonst würde er es sich nicht gefallen lassen, daß man ihm eine Frau wie ein Warenbündel zuschickt, das kennen zu lernen er sich nicht einmal die Mühe gibt! Ich habe dir den Gefallen getan und bin hinüber gegendelt, um mich von deinem Freunde unter die Lupe nehmen zu lassen, aber dein Protegee war weg und wollte die Sache durch sein Papachen ausfechten lassen, so daß er dann nur den Kontrakt fürs Leben zu unterschreiben brauchte! Und das soll ich mir bieten lassen?“ Das werde ich meinem Papa in aller Liebe auseinandersetzen, und wenn er mir dann noch ein einziges Mal mit seinem Johnny kommt, — dann — na, dann wandere ich eben aus! Dixi!“

John Hunter hatte seit etwa dreißig Sekunden zu atmen aufgehört. Jetzt holte er aber so aus-

giebig Luft, daß sein weißer Anzug in allen Nähten frachte und hinter dem Sonnensegel ein erschrockenes „Pff!“ hörbar wurde.

„Ach was!“ jagte dann die Stimme der jungen Kämpferin resolut, „das ist höchstens so ein langweiliger Amerikaner, der kein Wort deutsch versteht!“ Dabei kam die Stimme näher und jetzt wurde das Sonnensegel ein klein wenig zurückgeschlagen. John Hunter drückte krampfhaft die Lider zu, aber er hatte doch vorher mit einem blitzschnellen Blick das Köpfchen da vor sich zu umfassen vermocht — ein goldiges, feines, energisches Köpfchen mit tiefdunklen Brauen und in der Erregung zitternden Lippen — dann lag er steif wie ein Gipsabguß und markierte tiefste Schlafversunkenheit.

„Er schläft!“ wisperte es drüben. „Aber mein Himmel, Lisi, den Menschen kenne ich doch! Sein Bild zum mindesten muß ich kennen! Das ist doch — nein!“

„Ja!“ sagte Lisi in heillosem Schred. „Natürlich mußt du's kennen! Du hast es ja unten in deinem Koffer!“

Ein halberstücker, kleiner Schrei — dann

rauschte die Leinwand nieder — und dann war alles still. John Hunter rührte sich nicht, — er kam sich vor wie bebt. Ganz toll aufjauchzen hätte er mögen, — ohne jeden Grund, und auf einmal kam er ins Lachen und lachte, daß er sich bog. Das war das Großartigste, das ihm je im Leben passierte. Ganz aufgelöst vor Vergnügen legte er sich zurück und — „Au — Donnermetter!“ fuhr er in die Höhe. Vor ihm saß ein kleines, zähnefleischendes, vierbeiniges Ungeheuer, das John Hunters Bewegungen als persönliche Beleidigung aufgefaßt zu haben schien und mit der Furch-



„Er schläft!“ wisperte es drüben.

heit, die nur ein Dadel befißt, dem Störenfried in die Waden gefahren war.

„J, du bist ja eine reizende Kreatur!“ rief John Hunter und hob die Hand, um dem raschechten Uebelthäter liebevoll den Rücken zu klopfen. Mit geträubtem Fell schnappte der Hund aber nach ihm, und hätte der junge Mann ihn nicht im letzten Moment energisch beim Kragen gehabt, so wären seine schönen, weißen Beinleider jämmerlich in Fetzen gegangen. Jetzt riß John Hunter der Geduldssaden. „O du Ausgeburt der Hölle!“ rief er, und im nächsten Moment schallte ein Geheul über das Deck, als ob Freund Krummbein bei lebendigem Leibe gehäutet würde.

Da flog das Sonnensegel wieder zur Seite, und während der Hund wie der Blitz dahinter verschwand, erschien seine Schutzgöttin und Eigentümerin, und ihre Augen, die kurz vorher in Uebermut und Siegesfreude geleuchtet, blitzten jetzt den armen Hunter mit vernichtender Entrüstung an. „Mein Herr, wie können Sie sich unterstehen, meinen Hund zu mißhandeln?“

„Da erziehen Sie Ihren Liebling besser,“ bewahrte sich John, dem nun auch die Galle überstieg, „daß er nicht friedliche Leute grundlos attackiert.“

„Wenn Sie mir eine Anleitung geben wollten,

wie man Dadel erzieht, wäre ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet!" erwiderte die erzürnte Schöne mit niederschmetternder Kaltblütigkeit. „Aber natürlich, ein Mensch ohne Gemüt macht sich kein Gewissen daraus, an wehrlosen Tieren seine vielleicht schlechte Laune auszulassen, ebensowenig wie er in gewissen Fällen seine Mitmenschen mit der nötigen Rücksicht zu behandeln weiß!"

John Hunter verbeugte sich, aber nur vor dem Segel, — seine junge Feindin war verschwunden und ließ sich nur aus fernster Ferne sehen, — drei ganze Tage lang. Komischerweise hatte John während der ganzen Zeit das Gefühl, als ob ihm etwas fehle, was ihm zum Leben notwendig sei. Jedesmal, wenn er der schlanken, weißen Gestalt seiner erbitterten Gegnerin ansichtig wurde, sah er den Entschluß, zu ihr zu gehen und sie anzusprechen, aber Jsa Lenhusen wußte dem regelmäßig sehr geschickt auszuweichen, und sich noch einmal so vernichtend von ihren Blauaugen anblitzen zu lassen, — nein. Schließlich, was wollte er denn eigentlich von ihr? Sie konnte ihn nicht leiden, — er konnte sie nicht ausstehen, — etwas Einfacheres gab's doch gar nicht! Zu drei Tagen war die Fahrt zu Ende, dann ging man an Land, trennte sich und war sich los für alle Ewigkeit.

John Hunter höhnte — vor Behagen natürlich. Da drüben ging Lady Jsa wie ein schöner junger Sonntag auf dem Deck spazieren, den Dadel an der Seite. Ihre Blicke begegneten sich und die Miene der jungen Dame vereifte sich förmlich. Sie beugte sich, um den Hund zu lieblosen, und John Hunter hörte, wie sie sagte: „Bleib hier mein Lump! Es gibt so viel gemüthlose Menschen, die ein Vergnügen darin finden, arme Tiere schlecht zu behandeln."

Um zu zeigen, welche tiefe Gleichgültigkeit ihn befeele, suchte John Hunter seinen bequemen Stuhl wieder auf und winkte sich einen kleinen Portugiesen heran, der auf dem Schiffe als Mädchen für alles die Lieberfahrt mitmachte.

„Mache deine Ohren auf!" sagte John. „Wenn es dir gelingt, den Dadel der Dame da drüben in einem unbenutzten Augenblick über Bord zu werfen, schenke ich dir fünf Pfund zum Vorne. Verstanden?"

Wie gut der kleine Bengel verstanden hatte, bewies ein Tumult, der urplötzlich auf dem friedlichen Schiffe ausbrach. John Hunter unterschied ganz deutlich Jsa Lenhusens flehende Stimme und die bedauernde, aber unerbittliche Antwort des Kapitäns. „Was ist denn los?" fragte er mit größter Ruhe den Matrosen, der ihm zunächst stand.

Jsa wandte ihr verweintes Gesichtchen nach ihrem Feinde.

„Der Hund der Lady ist über Bord gegangen, und der Kapitän kann wegen eines Hundes doch nicht die Fahrt unterbrechen!" lautete die mitleidige Antwort.

„Well, dann also eines Menschen wegen," sagte John Hunter phlegmatisch, streifte die Tennisschuhe

von den Füßen, warf den Rod ab und sprang mit einem prachtvollen Hechtfuß über die Reeling.

„Wundervoll!" war sein erster Gedanke, als er durch die Wucht des Sprunges tief unter das laue Wasser tauchte. Dann schoß er in mächtigen Stößen in der Linie des Kielwassers zurück, in dessen Strudeln ein zappelndes, schwarzes Etwas bald auftauchte, bald verschwand. Auf dem Deck des Schiffes herrschte eine unbeschreibliche Aufregung. Der helle verzweifelte Schrei einer Frauenstimme kreuzte sich mit dem scharfen Kommando des Kapitäns. — Der ganze mächtige Körper des Dampfers zitterte unter den Stößen der mit voller Kraft rückwärts arbeitenden Maschine. Oben an der Reeling stand eine helle schlanke Gestalt weit übergebogen und verfolgte den Schwimmer mit angstvollen Augen. John Hunter fühlte sich unsagbar wohl, und die Lust zum Tauchzen kam wieder über ihn. Jetzt hatte er den Hund erreicht, packte ihn beim Fell und warf sich auf den Rücken, um einen Augenblick auszuruhen. Dann ging es gemächlich mit der Beute im Arm zurück, wo ihn das blitzschnell ausgelegte Boot in Empfang nahm.



„Also jetzt sind wir out!" sagte Jsa aufatmend . .

bin Ihnen wirklich so dankbar . . ."

„O bitte!" sagte Hunter zum drittenmal. „Ich habe sehr einfach ein Bad genommen und dabei zufällig einen Hund aus dem Wasser gefischt. Dafür kann ich unmöglich Dank beanspruchen!"

„Aber Sie konnten dabei ums Leben kommen!"

„Nun, wäre es denn für einen so gemüthlosen Menschen, wie ich bin, schade gewesen?" fragte er boshaft.

„Seien Sie einmal ehrlich, Mr. Hunter," sagte sie mit flammenden Augen, — „was mußte ich von einem Manne denken, der so — so . . ."

„Gemüthlos!"

„Zawohl, gemüthlos einen Hund fürs ganze Leben schließen wollte?"

„Aber mein Gott, — ich wollte ja gar nicht!" verteidigte sich John, — und als sie ihn verständnislos ansah, holte er aus seiner Brieftasche die Karte an seinen Vater, die dort in dunkelster Verborgenheit geschlummert hatte.

Jsa Lenhusen las und wurde dunkelrot. Ihre Lippen zuckten vor verhaltenem Lachen, — Johns Augen und die ihren begegneten sich, — und — nun war's aus. A Tempo krachten sie in ein

„Sehr schön!" sagte Hunter, als er sich überzeugt hatte, daß der Dadel zwar noch am Leben, aber wenigstens für die nächste halbe Stunde zu jeglicher Schandtät unfähig war. Wieder an Bord, ließ er den Hund vorsichtig zu Boden gleiten, machte seiner Herrin eine steife Verbeugung und wollte weiter.

„Mr. Hunter!" begann eine bittende Stimme zwischen Lachen und Weinen.

„Bitte!"

„Ich habe Ihnen so maßlos viel zu danken . . ."

„Bitte!" wehrte der tropfnasse Held eilig ab.

„Ach, machen Sie es mir doch nicht so fürchtbar schwer! Ich

Lachen aus, wie es der alte Ozean wohl selten so lustig und erlösend gehört.

„Also jetzt sind wir quitt!“ sagte Isa aufatmend und streckte ihm die Hand entgegen, in die er so energisch einschlug, daß sie ihre halbzweifelhafte Finger mit einem Schreckensschrei zurückziehen wollte. Aber nun hatte John Mut bekommen und hielt sie unbarmherzig fest.

„Fräulein Isa!“ sagte er treuherzig, „wir haben uns beide in uns getäuscht! Wenn es Ihnen aber recht ist, schicken wir an Stelle dieser Karte ein Kabellegramm an meinen Vater: „Wiß Lenhufen und John Hunter soeben auf Dampfer „Nürnberg“ verlobt!“ . . .

An der Verlobungsfeier, die sie in der Kajüte

des Kapitäns mit diesem zusammen hielten, nahm auch der vierbeinige Held des Tages, Freund „Lump“, teil. „Er ist doch eigentlich daran schuld, daß ich meinen John bekommen habe!“ sagte Isa, indem sie ihm ein saftiges Stückchen Braten servierte.

„Om!“ machte John hinter der Serviette, und die Blide der beiden Männer trafen sich, wobei der Kapitän mit dem Finger drohte.

„Haben Sie schon mal um eine Frau geworben?“ fragte John. „Nein? — Na, wer weiß, ob Sie nicht in diesem Falle noch ganz andere Dinge begehren, als Vestekungen, Selbstmordversuche und Uebertretungen sämtlicher Paragraphen der Schiffsordnung!“

## Post und Telegraphie.

J. Demoll, Postdirektor.

### 1. Tarif für Postsendungen.

#### a. für den Orts- und Nachbarortverkehr.

**Briefe:** bis 250 g, frankiert 5  $\mathcal{J}$ , unfrankiert 10  $\mathcal{J}$ . Für Postkarten, Drucksachen, Warenproben, Geschäftspapiere, Postanweisungen und Pakete gelten die unter b. aufgeführten Portosätze.

#### b. für den sonstigen Verkehr innerhalb Deutschlands.

**Briefe** <sup>1)</sup>): bis 20 g 10  $\mathcal{J}$ , über 20 g bis 250 g 20  $\mathcal{J}$ , unfrankierte Briefe 10  $\mathcal{J}$  mehr.

**Postkarten** <sup>1)</sup>): frank. 5  $\mathcal{J}$ , unfrank. 10  $\mathcal{J}$ , m. Antw. 10  $\mathcal{J}$ .

**Drucksachen** <sup>1)</sup>): bis 50 g 3  $\mathcal{J}$ , über 50 g bis 100 g 5  $\mathcal{J}$ , über 100 g bis 250 g 10  $\mathcal{J}$ , über 250 g bis 500 g 20  $\mathcal{J}$ , über 500 g bis 1000 g 30  $\mathcal{J}$ .

**Warenproben** <sup>1)</sup>): bis 250 g 10  $\mathcal{J}$ , über 250 g bis 350 g 20  $\mathcal{J}$ .

**Geschäftspapiere** <sup>1)</sup>): bis 250 g 10  $\mathcal{J}$ , über 250 bis 500 g 20  $\mathcal{J}$ , über 500 bis 1000 g 30  $\mathcal{J}$ .

**Postanweisungen** <sup>1)</sup>): bis 5  $\mathcal{M}$  10  $\mathcal{J}$ , über 5  $\mathcal{M}$  bis 100  $\mathcal{M}$  20  $\mathcal{J}$ , über 100  $\mathcal{M}$  bis 200  $\mathcal{M}$  30  $\mathcal{J}$ , über 200  $\mathcal{M}$  bis 400  $\mathcal{M}$  40  $\mathcal{J}$ , über 400  $\mathcal{M}$  bis 600  $\mathcal{M}$  50  $\mathcal{J}$ , über 600  $\mathcal{M}$  bis 800  $\mathcal{M}$  60  $\mathcal{J}$ .

**Pakete** <sup>1)</sup>): bis 5 kg: bis 10 Meilen (75 km) 25  $\mathcal{J}$ , auf alle weiteren Entfernungen 50  $\mathcal{J}$ . Jedes weitere kg kostet bis 10 Meilen 5  $\mathcal{J}$ , bis 20 Meilen 10  $\mathcal{J}$ . Auf Entfernungen von mehr als 20 Meilen sind über 5 kg hinausgehende Pakete wegen der Höhe der Beförderungsgebühren möglichst zu vermeiden. Taxen am Postschalter zu erfragen.

#### c. für den Weltpostverkehr.

**Briefe:** bis 20 g 20  $\mathcal{J}$ , für jede weiteren 20 g 10  $\mathcal{J}$  ohne Gewichtsgrenze. Unfrankierte Briefe kosten das Doppelte.

**Postkarten:** frank. 10  $\mathcal{J}$ , unfrank. 20  $\mathcal{J}$ , mit Antw. 20  $\mathcal{J}$ .

**Drucksachen u. Geschäftspapiere:** je 50 g 5  $\mathcal{J}$ , Gewichtsgrenze 2 kg. Mindesttaxe für Geschäftspapiere 20  $\mathcal{J}$ .

**Warenproben:** je 50 g 5  $\mathcal{J}$ , Gewichtsgrenze 350 g Mindesttaxe 10  $\mathcal{J}$ .

<sup>1)</sup> Dieselben Taxen gelten im Verkehr mit den deutschen Schutzgebieten und den deutschen Postanhalten in Marocco mit der Ausnahme, daß Drucksachen und Geschäftspapiere bis 2 kg (Taxe 60  $\mathcal{J}$ ) zulässig sind.

<sup>2)</sup> Dieselben Taxen gelten für Oesterreich-Ungarn (mit Biechtenstein, Bosnien und Herzegowina) und Luxemburg.

<sup>3)</sup> Dieselben Taxen gelten für Luxemburg.

<sup>4)</sup> Dieselben Taxen gelten für Oesterreich-Ungarn.

**Postanweisungen:** Luxemburg bis 100  $\mathcal{M}$  20  $\mathcal{J}$ , über 100 bis 200  $\mathcal{M}$  30  $\mathcal{J}$ , über 200 bis 400  $\mathcal{M}$  40  $\mathcal{J}$ , über 400 bis 600  $\mathcal{M}$  60  $\mathcal{J}$ , über 600 bis 800  $\mathcal{M}$  80  $\mathcal{J}$ .

Dänemark u. Oesterreich-Ungarn mit Biechtenstein, Bosnien, Herzegowina und Sandtschaf Novibazar 10  $\mathcal{J}$  für je 20  $\mathcal{M}$ , mindestens 20  $\mathcal{J}$ .

Belgien, Bulgarien, Egypten, Frankreich, Italien, Niederlande, Norwegen, Portugal, Rumänien, Schweden, Schweiz, Serbien und vereinigte Staaten von Amerika 20  $\mathcal{J}$  für je 40  $\mathcal{M}$ .

England mit Irland, Rußland 20  $\mathcal{J}$  für je 20  $\mathcal{M}$ .

Die Postanweisungen sind auszustellen im Verkehr mit Luxemburg und Portugal auf Mark und Pfennig im übrigen Verkehr in der Währung des Bestimmungslandes.

**Pakete:** bis 5 kg: Luxemburg 70  $\mathcal{J}$ ; Belgien, Dänemark, Frankreich, Niederlande, Schweiz 80  $\mathcal{J}$ ; Italien, Rumänien, Rußland, Spanien 1  $\mathcal{M}$  40  $\mathcal{J}$ ; Schweden, England mit Irland über Belgien oder Niederlande: 1  $\mathcal{M}$  60  $\mathcal{J}$ ; Norwegen über Hamburg: 1  $\mathcal{M}$ . Taxen für schwerere Pakete sowie für andere Länder am Postschalter erfragen.

#### d. Portovermäßigungen für Sendungen an Soldaten bis zum Feldwebel, Wachtmeister, Oberfeuermann, Oberfeuerwerker, Obermaschinisten einschl. aufwärts.

Die Sendungen müssen mit der Bezeichnung: „Soldatenbrief. Eigene Angelegenheit des Empfängers“ versehen sein.

Es werden erhoben für:

**Briefe:** bis 60 g kein Porto.

**Postkarten:** kein Porto.

**Postanweisungen:** bis 15  $\mathcal{M}$  10  $\mathcal{J}$ .

**Pakete ohne Wertangabe bis 3 kg 20  $\mathcal{J}$ .**

Im Verkehr mit Personen der Schiffsbesatzungen der deutschen Kriegsschiffe im Ausland sowie mit den Besatzungstruppen im Schutzgebiete Kiautschou und den Truppen der Ostasiatischen Besatzungsbrigade gelten folgende Taxen:

Für **Briefe** bis 60 g 10  $\mathcal{J}$ .

„ **Postanweisungen** bis 15  $\mathcal{M}$  10  $\mathcal{J}$ .

Deutsche Schutzgebiete: Deutsch-Neu-Guinea, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen und Palau-Inseln, Kiautschou, Morischall-Inseln, Somoa, Togo.

**e. Allgemeines.**

Sollen Sendungen unter Einschreibung befördert werden, so hat Absender dieselben mit der Bezeichnung „Einschreiben“ zu versehen. Gebühr 20 *S*.

Wünscht der Absender eine Empfangsbescheinigung des Empfängers, so hat die Aufschrift der Sendung den Vermerk „Rückschein“ zu enthalten u. der Absender sich namhaft zu machen: Gebühr 20 *S*.  
Durch Gilboten zu bestellende Sendungen müssen mit dem Vermerke: „Durch Gilboten“ versehen sein. Bei Vorauszahlung des Botenlohnes ist der Vermerk „Bote bezahlt“ hinzuzufügen.  
Die Gebühren betragen für:

**Briefe** im Ortsbestellbezirk 25 *S*,  
im Landbestellbezirk 60 *S*.

**Pakete** im Ortsbestellbezirk 40 *S*,  
im Landbestellbezirk 90 *S*.

Will der Absender eine Sendung als Wertstück behandelt haben, so muß er in der Auf-

schrift den Wert angeben. Für eine solche Sendung ist neben dem gewöhnlichen Porto innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns eine Versicherungsgebühr von 5 *S* für je 300 *M* zu entrichten. Mindestsatz 10 *S*.

**2. Tarif für Telegramme.**

- a. Deutschland, Luxemburg und Oesterreich-Ungarn: jedes Wort 5 *S*, Mindestbetr. 50 *S*, Stadttelegramme: jedes Wort 3 *S*, Mindestbetrag 30 *S*
  - b. Belgien, Dänemark, Niederlande, Schweiz: jedes Wort 10 *S*
  - c. Frankreich: jedes Wort 12 *S*
  - d. England, Italien, Norwegen, Rumänien, Schweden, Bosnien, Herzegowina: jedes Wort 15 *S*
  - e. Bulgarien, Montenegro, Portugal, Rußland, Serbien, Spanien: jedes Wort 20 *S*
- Zu b.—e. Mindestbetrag 50 *S*; angenommen England: 80 *S*.  
Taxen für andere Länder am Postschalter erfragen

**Jagd - Kalender.**



Die schwarzen Felder bedeuten Jagdzeit, die weißen Schonzeit. Die Zahlen innerhalb des Kalenders bezeichnen die Tage des Beginns der Jagdzeit.



Der Jäger wird für die einzelnen Monate nachstehendes zu beachten haben:

Nr.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
1.	●		Männliches Rot- und Damwild.			●	●	●	●	●	●	●
2.	●		Weibliches Rot- und Damwild.							●	●	●
3.	●		Reh- u. F. a. e.			●	●	●	●	●	●	●
4.	●		Weibliches Rehwild.							●	●	●
5.	●				Hasen.			24.	●	●	●	●
6.					Rebhühner.			24.	●	●		
7.	●				Hasanen, Haselwild, Wachteln.			24.	●	●	●	●
8.	●				Krametsvögel.			24.	●	●	●	●
9.	●	●			Auer- u. Birr- hähne.			18.	●	●	●	●
10.					Auer- und Birrhennen.							
11.	●	●	●		Enten.			●	●	●	●	●
12.	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●

**Januar.** Da bei anhaltend milder Witterung bereits die Hasen rammeln, empfiehlt es sich die Jagd auf solche einzustellen Jagdhunde belegen.

**Februar.** Der Dachs wirft Junge (3—4). Die Hirsche werfen das Geweih ab. Es rammelt: bezw. ranzen die Hasen, wilden Kaninchen, Füchse, Marder und Zitiße.

**März.** Wildenten beginnen zu legen (5—14 Eier). Die Rebhühner kommen an. Das Schwarzwild hat (4—12) Frischlinge.

**April.** Beginn der Lege- und Brutzeit d. Federwildes. Junge Füchse und Marder.

**Mai.** Rehlälber.

**Juni.** Junges Rotwild. Die Wachteln brüten (bis in d. Juli 8—14 Eier).

**Juli.** Junges Damwild. Brunst der Rehe.

**August.** Ende d. Rehbrunn.

**September.** Beginn der Hirschbrunn. Die Hasen hören auf zu setzen.

**Oktober.** Brunst des Damwildes. Ende der Hirschbrunn. Die Rebhühner ziehen fort.

**November.** Raufzeit des Schwarzwildes. Mit Ende des Monats beginnt der Dachs zu ranzen.  
**Dezember.** Ende der Raufzeit der Wildsau.

Inustrierter Badischer Militärvereins-Kalender 1910.

## Fruchtigkeits- und Brütkalender.

Die mittlere Fruchtsperiode beträgt bei 38 Ferkelputen: 48 1/2 Wochen ober 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); Gelfputen: geschichtlich etwas mehr als bei Ferkelputen; Frühen 40 1/2 Wochen ober 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); Schafen und Stiegen: fast 22 Wochen ober 154 Tage; Sägen: 8 Wochen ober 56—60 Tage; Sähen: über 17 Wochen ober 120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); Ferkelputen 9 Wochen ober 63—65 Tage; Sägen: 8 Wochen ober 56—60 Tage; Sähen: hinten 19—24, in der Regel 21 Tage; Fruchtputen (Puten): 26—29 Tage; Gänse: 24—33 Tage; Enten: 28—32 Tage; Tauben: 17—19 Tage.

Anfang		Ende der Fruchtzeit bei					Anfang		Ende der Fruchtzeit bei				
Datum.	Ferkelputen 340 Tage.	Sähen 285 Tage.	Schafen und Stiegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Sühnen 63 Tage.	Sägen 56 Tage.	Datum.	Ferkelputen 340 Tage.	Sähen 285 Tage.	Schafen und Stiegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Sühnen 63 Tage.	Sägen 56 Tage.
1. Jan.	6. Sep.	12. Okt.	3. Sept.	80. Sept.	4. Okt.	25. Febr.	6. Sept.	16. Sept.	5. Sep.	1. Nov.	6. Oct.	29. Nov.	
6. "	11. "	17. "	8. "	10. "	14. "	1. März	10. "	20. "	14. "	6. "	14. "	8. "	
11. "	16. "	22. "	13. "	15. "	19. "	7. "	15. "	25. "	19. "	11. "	19. "	13. "	
16. "	21. "	27. "	18. "	18. "	24. "	14. "	20. "	30. "	24. "	16. "	24. "	18. "	
21. "	26. "	1. Nov.	23. "	25. "	1. Dez.	17. "	25. "	1. Nov.	1. Dez.	19. "	29. "	23. "	
26. "	31. "	6. "	28. "	26. "	6. Jan.	22. "	30. "	6. Nov.	6. Jan.	24. "	31. "	28. "	
31. "	5. Jan.	11. "	3. Okt.	30. "	11. "	27. "	5. Okt.	11. "	11. "	29. "	1. Febr.	31. "	
5. Febr.	10. "	16. "	8. "	4. Sept.	16. "	1. April	9. "	14. "	9. "	1. Febr.	15. "	8. "	
10. "	15. "	21. "	13. "	13. "	21. "	14. "	14. "	19. "	14. "	6. "	20. "	13. "	
15. "	20. "	26. "	18. "	14. "	26. "	19. "	19. "	24. "	19. "	11. "	25. "	18. "	
20. "	25. "	1. Febr.	23. "	19. "	23. "	24. "	24. "	29. "	24. "	16. "	30. "	23. "	
25. "	30. "	6. "	28. "	24. "	28. "	29. "	29. "	1. März	29. "	21. "	1. Febr.	28. "	
2. März	7. "	11. "	3. Okt.	4. Sept.	3. Okt.	30. "	30. "	4. Nov.	30. "	22. "	6. Febr.	29. "	
7. "	9. "	16. "	7. "	8. "	13. "	1. April	1. "	6. "	1. "	23. "	9. "	7. "	
12. "	14. "	21. "	12. "	9. "	18. "	7. "	7. "	12. "	7. "	24. "	14. "	12. "	
17. "	19. "	26. "	17. "	14. "	23. "	11. "	11. "	16. "	11. "	25. "	19. "	17. "	
22. "	24. "	31. "	22. "	14. "	28. "	16. "	16. "	21. "	16. "	26. "	24. "	22. "	
27. "	1. März	6. Jan.	27. "	19. "	1. Febr.	21. "	21. "	26. "	21. "	1. März	27. "	27. "	
1. April	6. "	11. "	1. Sept.	29. "	3. Sept.	26. "	26. "	1. Okt.	26. "	6. Jan.	31. "	29. "	
6. "	11. "	16. "	6. "	3. Sept.	12. "	31. "	31. "	1. Nov.	31. "	11. "	1. Febr.	30. "	
11. "	16. "	20. "	11. "	8. "	17. "	5. Jan.	13. "	18. "	13. "	16. "	16. "	14. "	
16. "	21. "	25. "	16. "	13. "	22. "	10. "	18. "	23. "	22. "	19. "	21. "	19. "	
21. "	26. "	30. "	21. "	18. "	27. "	15. "	23. "	28. "	27. "	24. "	26. "	24. "	
26. "	31. "	4. Febr.	26. "	23. "	1. März	20. "	28. "	3. Okt.	30. "	29. "	31. "	29. "	
1. März	6. April	9. "	1. Okt.	28. "	2. Okt.	25. "	2. "	7. "	2. "	1. März	7. "	7. "	
6. "	10. "	14. "	6. "	2. Sept.	7. "	30. "	30. "	4. Nov.	30. "	6. "	9. "	9. "	
11. "	15. "	19. "	11. "	7. "	12. "	5. Jan.	12. "	17. "	12. "	11. "	13. "	11. "	
16. "	20. "	24. "	16. "	12. "	17. "	10. "	17. "	22. "	17. "	16. "	18. "	16. "	
21. "	25. "	29. "	21. "	17. "	22. "	15. "	22. "	27. "	22. "	21. "	23. "	21. "	
26. "	30. "	4. Febr.	26. "	22. "	27. "	20. "	27. "	1. März	27. "	26. "	28. "	26. "	
31. "	5. März	9. "	31. "	27. "	1. April	25. "	1. "	6. Jan.	31. "	30. "	31. "	30. "	
6. Jan.	10. "	14. "	6. "	2. Okt.	7. "	30. "	30. "	4. Nov.	30. "	31. "	1. Febr.	31. "	
10. "	15. "	19. "	10. "	7. "	12. "	1. April	12. "	17. "	12. "	10. "	12. "	10. "	
15. "	20. "	24. "	15. "	12. "	17. "	6. Jan.	17. "	22. "	17. "	15. "	17. "	15. "	
20. "	25. "	29. "	20. "	17. "	22. "	11. "	22. "	27. "	22. "	20. "	22. "	20. "	
25. "	30. "	4. Febr.	25. "	22. "	27. "	16. "	27. "	1. März	27. "	25. "	27. "	25. "	
30. "	4. März	9. "	30. "	27. "	1. April	21. "	1. "	6. Jan.	31. "	29. "	31. "	29. "	
31. "	5. "	10. "	31. "	28. "	7. "	26. "	7. "	11. "	31. "	30. "	1. Febr.	31. "	
1. Febr.	6. "	11. "	1. "	29. "	12. "	31. "	12. "	17. "	31. "	31. "	7. "	31. "	
6. "	11. "	16. "	6. "	30. "	13. "	1. April	13. "	18. "	1. "	1. Febr.	8. "	7. "	
11. "	16. "	20. "	11. "	1. Febr.	18. "	6. Jan.	18. "	23. "	6. "	6. "	13. "	10. "	
16. "	21. "	25. "	16. "	7. "	19. "	11. "	19. "	24. "	7. "	11. "	14. "	15. "	
21. "	26. "	30. "	21. "	8. "	20. "	16. "	24. "	29. "	8. "	16. "	19. "	20. "	
26. "	31. "	4. März	26. "	9. "	21. "	21. "	29. "	1. April	9. "	21. "	24. "	25. "	
31. "	4. April	9. "	31. "	10. "	22. "	26. "	1. Febr.	6. Jan.	10. "	22. "	27. "	27. "	
1. Jan.	6. Sep.	12. Okt.	3. Sept.	80. Sept.	4. Okt.	25. Febr.	6. Sept.	16. Sept.	5. Sep.	1. Nov.	6. Oct.	29. Nov.	

